

10. 2. 1921

Stadt-
bibliothek
Elbing

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Stadtbibliothek



Pfuhle

Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
4. Jahrgang 1920

Preis: 320 M 4,00

Hefth 10

zurzeitlich Tenerungszeitung

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

In Vorbereitung befinden sich folgende Sonderausgaben:

Schlesien, Philosophen (Schopenhauer und Kant und der Einfluß der Philosophen des Ostens auf die deutsche Kultur), **Dichter des Ostens, Masuren- und Ermland, Breslau, Die gefallenen ostdeutschen Künstler, Kleinstadt und Dorfleben in der Ostmark, Heimatausgabe, Ostseeprovinzen, Pommern u. a. m.**

Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Hefte:

Hest 1: D. Dr. Kälweit „Idealismus und Wirklichkeit“, Adelbert Matthes „Daniel Chodowicki“ m. 7 Bild., Herm. Dahl „Carl Hauptmann“.

Hest 2: Dr. A. Elert „Heinrich Wolff“ mit 4 Bild., Woldemar v. Seidlich „Anständigkeit“, R. Heuer „Expressionismus, Kubismus, Futurismus und der Apostel Paulus“.

Hest 3: Sonderausgabe „Danzig“.

Hest 4: Dr. Hanns Martin Elster „Stein und Bismarck“, Paul Zech „Rue St. Jacques“, Dr. Hans Bethge „Rainer Maria Rilke“ mit Bild.

Hest 5: Sonderausgabe „Königsberg“.

Hest 6: Dr. W. von Holst „Die Massenseele, ihr Werden und Vergehen“, Elisabeth Siwert „Reiseindrücke“, Walter von Molo „Die Königin Luise in Tilsit“, Rich. v. Schaukal „Sprüche“, Dr. Paul Feldkeller „Das religiöse Denken“, Hans Bethge „Eduard v. Keyserling“.

Hest 7: Sonderausgabe „Die Weichsel“.

Hest 8: Willibald Omankowski „Der Dramatiker Hans Franck“ mit Bild, Dr. H. Steinert „Die Frische Nehrung“ m. 5 Bild., Hans Franck „Hat Tausendmaltausend erschlagen“, Dr. Kurt Bock „Uns ist ein Reis entsprungen“, Heinrich Zerkauen „Der blühende Friedhof“.

Hest 9: Sonderausgabe „Marienburg“.

Aus dem Inhalt der nächsten Hefte:

Hans Bethge „Dichter am Schreibtisch“, Kurt Bock „Die junge Lyrik“, Dr. Paul Feldkeller „Graf Keyserling“, Prof. Fischer „Über die Fresken in der Marienkirche zu Danzig“ mit Bildern, Hans Franck „Sind wir so groß wie Gott?“, Kurt Frick „Der Wiederaufbau Ostpreußens“ mit Bildern, Paul Friedrich „Über das Schaffen und Leben des Königsberger Dramatikers Albert Dulk“, Ludwig Goldstein „Mendelssohn und Kant“, Dr. von Holst „Der seherische Scharfsblick der Dichter“, Arno Holz „Manuskript“, Prof. Kaemmerer „Der Graudenzer Altar“ mit Bildern, E. Kleinheimpel „Romantik in der Volkskunst“, Prof. Dr. Paul Knötel „Deutsches Geistesleben in Oberschlesien“, Wilhelm Kosch „Eichendorff und Danzig“, Baurat Kothe „Andreas Schlüter“ mit Bildern, Eberhard König „Zwei Leuchten“, Carl Meißner „C. B. Eissarz“ mit Bildern, Walter von Molo „Aus der Franzosenzeit“, Prof. Wilh. Ostwald „Des Menschen allerhöchste Kraft“, Willibald Omankowski „Paul Zech“, Leonhard Schricker „Sturm“, Novelle, Dr. Schwarz „Chodwiecki über seine Vaterstadt“ (unveröff.), Ewald Silvester „Bogumil Gohz“, Dr. Friß Skowronnek „Heimaldienst in Ostpreußen“, Hermann Stehr „Deutschland“, Herm. Sternbach „Psalmen aus schwerer Zeit“, Hermann Strunk „Über Heimatbewegungen“, Will Vesper „Gleichnisse“.

Ostdeutsche Monatshefte

für Kunst und Geistesleben

Blätter der „Kunst“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst u. Wissenschaft in Polen“

1. Jahrgang

Januar 1921

Heft 10

Zum Geleit

Dank und Freude erfüllt mich. Die Ostdeutschen Monatshefte, die in schwerer Zeit unter den ungünstigsten Bedingungen ihren Weg begonnen haben, fanden einen ständig wachsenden Wirkungskreis. Die Bahn für weitere Entwicklung wird dadurch frei zur Ausführung neuer Pläne. Die große Zahl unserer Freunde und Förderer, die Namen der Mitarbeiter und die Anerkennung von berufener Seite zeigen die aufsteigende Linie, die zum Ziel, deutsche Kultur im Osten zu pflegen, zu fördern und zusammenzuhalten, hinweist.

Der Beginn des Jahres ist wie neuer Anfang. Kraft fließt zu von all den unsichtbaren Strömen und Brücken, die von Reichsdeutschland mit den abgetrennten Teilen durch die Monatshefte Verbindung suchen und ersehnen.

Auch hier ist das Wort wahr: „Glauben siegt!“ Die wachsende Not im Osten und die Bedrängnis dunkler und ungewisser Zukunft waren die inneren Beweggründe, die den Gedanken, durch eine Zeitschrift einen Mittelpunkt deutscher Art und Kunst in unseren bedrohten Gebieten zu schaffen, gaben. Der Gedanke wurde Tat. Hemmungen und Schwierigkeiten kamen. Die Herausgabe verzögerte sich. Aber der Ruf wurde durch all den Nebel vom anderen Ufer vernommen und weiter getragen. Die Bootsmänner, die Puhle uns als Umschlagbild schuf, haben ihre Kühnheit, mit der sie ins Meer hinausstießen, belohnt gesehen. Ihm nicht wie ein Erwachen, das im deutschen Lande zu verspüren ist, wie eine Sehnsucht, die an neuen Aufstieg und neues Werden glauben möchte, die hoffend und zitternd nach neuem Licht greift? —

Weil nun der Glaube Gewissheit wurde, spannen sich die Sehnen. Licht wurde in aller Dunkelheit gegeben. Arbeit wurde Freude. Das Wort lebte auf in anderen Herzen. Eine neue Gemeinschaft scharfe sich um unsere Fahne.

Tag für Tag kommen Zeichen des Verstehens und Helfenwollens. Besser als ich es sagen kann, gibt ein Gruß vom Rhein, der heute eintrat, einen rückschauenden Überblick über unser Werden und Wollen. Da heißt es u. a. in einer der führenden Zeitungen unter der Überschrift „Ein Jahr Ostdeutsche Monatshefte“: „Seit Februar erscheint eine neue Monatsschrift für Kunst und Geistesleben. Es ist nicht auch eine Zeitschrift und nicht wieder eine neue Zeitschrift, sondern eine Festung, die trotz dem Rüstungsverbot der Sieger errichtet werden durfte, ein Bollwerk an Deutschlands Grenzmark im Osten, ein Hort deutscher Art und Kultur, der wie kaum ein anderer auf die stete Hilfsbereitschaft der Hände angewiesen ist, die ihn errichtet haben, auf die geistig und künstlerisch hervorragenden Persönlichkeiten aus Schlesien, Posen, dem Freistaat Danzig, aus West- und Ostpreußen, dem Memeler und Baltenlande.“

Die Ostdeutschen Monatshefte wollen in den politisch abgetrennten Teilen des Ostens den kulturellen Zusammenschluß aller Deutschen bilden, die Selbständigkeit des deutschen Kulturlibens in diesen Gebieten festigen und den engsten Zusammenhang mit dem Mutterlande vermitteln. Im Geiste derjenigen, die an ihr Vaterland geglaubt und in stiller Opferwilligkeit für ihr Vaterland gekämpft haben, im Geiste jener Deutschen, die während des Krieges und der Revolution niemals laut zu reden begehrten, weil die Tat fürs Vaterland sie ganz in Anspruch nahm, im Geiste dieser Stillen, die in ihren Herzen ruhig und klar geblieben sind, wurde die Arbeit an den Ostdeutschen Monatsheften begonnen.

Durch besten Inhalt und vornehme Ausstattung hat die Zeitschrift von Heft zu Heft immer mehr Leser gewonnen, sich von Heft zu Heft aber auch selbst auf eine breitere Grundlage gestellt und sich ihrem Heimatgebiet wie dem Mutterlande als das erwiesen, was sie sein wollte, als Sammelstätte aller deutschen Geistesgüter des Ostens

Mit der Marienburg-Sondernummer, dem 9. Heft, stehen die Ostdeutschen Monatshefte an der Schwelle des Gründungsjahres. Arthur Vendrats monumentale Künstlersteinzeichnung des Hochmeisterschlosses steht an der Spitze des Heftes. Weit über ein Dutzend Beiträge, Geschichte und Dichtung, fügen sich harmonisch zu einem kulturhistorischen Gemälde zusammen. Im Zeichen des stolzesten Kulturdenkmals des Deutschtums in der Ostmark steht der Ostmark führende Zeitschrift am Jahresschluß. Wir wollen diese Erscheinung als gute Vorbedeutung nehmen für den rastlosen Aufstieg der Ostdeutschen Monatshefte und die Sicherheit der Grenzmark, auf die unsere Augen gerichtet bleiben."

In diesem Sinne wird es auch unser Bestreben sein, rastlos und unermüdlich weiter zu arbeiten, um der uns gestellten Aufgabe gerecht zu werden. Der Weg ist Sehnen und Suchen. Sind wir am Ziel der Erfüllung, ist's wieder nur ein neuer Anfang. Niemals Stillsstand und Zufriedensein. Neue Pläne sind im Werden und müssen ausreisen; das braucht Zeit. Hilfe durch Wort und Tat ist Freundschaft. Ziehe jeder seine Kreise in den großen Kreis mit hinein, der uns miteinander verbindet, damit der weitere Ausbau unserer Arbeit auf immer breiterem Grunde geschehen kann.

Wir stehen an der Schicksalswende unseres Volkes. Ein Jahr der Not und bange Sorge liegt hinter uns. Nur sehr langsam beginnen die Nebel vor unseres Vaterlandes Zukunft zu weichen. Um so ernster ist die Mahnung zur Mitarbeit an den großen Aufgaben, die vor uns stehen. Wir müssen die Gegensätze durch die Betonung und richtige Bewertung gemeinsamer deutscher Kulturgüter zu überbrücken suchen. Dieses Streben soll die Richtschnur für die Weiterentwicklung unserer Zeitschrift sein.

Nichts Schöneres konnte uns als Lohn unserer Arbeit im vergangenen Jahr werden, als das Zeichen, Wurzel gefasst, dem und jenem Freude und Trost, da und dort Stärkung und neue Zuversicht gebracht zu haben. Da bauen sich von Menschenherz zu Menschenherz goldene Brücken und ein Strom von Licht und Kraft fließt von einem zum anderen Ufer. Wir wollen die Stühlen der Brücken fest verankern in der gleichen Liebe zu unserem Vaterland. Da sollen die Ostdeutschen Monatshefte das einigende Band zwischen uns sein.

Schicksalsgenossen im Osten, Freunde im Reich, helft uns und helft damit dem Vaterlande, dem unsere Liebe gehört! — Laßt uns den Glauben an unser Volk nicht verlieren, damit wir in dieser dunklen Zeit nicht irre an uns werden:

„In mir ist alles wie übersonnt,
sogar das Dunkle kann strahlen;
und siehe, — da fern am Horizont
hebt sich aus düsteren Qualen
nach Gewitter und dunkler Nacht
langsam ein erstes Licht,
das, leis zitternd, erwacht;
doch wir folgen noch nicht.

Mein Volk, glaube an fröhliche Kraft!
Ich fühle dein Aufwärtschwingen,
wenn du aus schwerer, düsterer Haft
glaubst an ein neues Vollbringen! —
Leuchtet nicht fern am Horizont
wieder ein erster Schein?
Fühlst du Dunkles wie übersonnt, —
Volk, du wirst wieder sein!“ —

Carl Lange

Der Zauber der Einfachheit

Von Dr. Ernst Schulze, Privatdozent an der Universität Leipzig

Über die Spaltung fast jeder Kulturnation in Gebildete und Ugebildete hat man sich seit Menschenaltern den Kopf zergrübelt. Eine dünkelhafte, zum Teil auch verlogene Theorie meinte: diese Spaltung sei in jeder Beziehung natürlich und nicht zu vermeiden; denn der Bauer könne, wenn er hinter dem Pflug einherschreite, nicht wohl aus den Homerischen Gedichten rezitieren, und eine Kuhmagd, die beim Melken ein Goethesches Lied singen wollte, würde geradezu lächerlich sein. Solcher Torheit hat Gustav Freytag einmal die Frage entgegengestellt:

„Ist es notwendig, daß unser Nachbar, der Landmann, so selten ein gutes Buch liest und noch viel seltener ein Buch kauft? Ist es notwendig, daß er in der Regel keine andere Zeitung zur Hand nimmt, als etwa das kleine Blatt seines Kreises? Ist es notwendig, daß ihm und leider zuweilen auch seinem Schullehrer unbekannt ist, wie ein Winkel bestimmt, ein Parallelogramm gemessen und eine Ellipse gezeichnet wird? Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Bauersfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes tun und bei einem „gebildeten“ Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unserer Nation unverständlich sein? Vor 600 Jahren wurde doch das Gedicht von Meier Helmbrecht auch in den Dorfstuben verstanden, der Reiz seiner klangvollen Verse, die Poesie und die warme Beredtsamkeit seiner Sprache. Und die Rhythmen und Weisen jener alten Tanzlieder des 13. Jahrhunderts, sie sind gerade so zierlich und kunstvoll, wie nur die feinsten Verse in den Gedichten des größten modernen Dichters. Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten.“

„Noch spielt der böhmische Dorfsmusikant mit herzlichem Behagen die Töne auf, welche das Genie von Haydn und Mozart harmonisch verbunden hat; ist es notwendig, daß dem deutschen Bauern wenig and're musikalische Klänge vertraut sind, als die abgestandenen Weisen geistloser Tänze? Das alles ist nicht notwendig, noch starrt etwas von derselben Barbarei in unser Leben, welche wir aus der Zeit des 17. Jahrhunderts mit Verwunderung erkennen“*).

Tatsächlich gibt es Dichtungen, die auf Angehörige aller Volksschichten denselben tiefen Zauber ausüben. Versteht ein Dichter den unvergänglichen Gegenstand aller Dichtkunst —

die Hoffnungen, die Leidenschaften und die Torheiten des menschlichen Herzens, das unter seinem Schicksal himmelhoch jaucht oder bitterlich leidet — so darzustellen, daß die Kraft oder die Zartheit der Darstellung uns bis ins Innerste erschüttert, so sprechen wir von einer großen Dichtung; und die ist jedermann verständlich.

Homers „Ilias“ oder der „Prometheus“ des Aischylos, das Buch Hiob oder Dantes „Göttliche Komödie“, ein Lustspiel Molières oder ein Drama Shakespeares, ein Goethesches Gedicht oder eine Volkszählung Tolstois offenbaren sich jedem, der lesen oder auch nur hören kann. In diesen großen Dichtungen der Weltliteratur ist der allgemein menschliche Gehalt so bedeutend, daß die zufällige Färbung nach Ort und Volk der Zeit den historisch Unkundigen durchaus nicht stört, weil der von dem äußerlichen Beiwerk unabhängige innere Wert ihn in Fesseln schlägt. Nicht einmal die Schönheit der Sprache ist dabei die hauptsächlich wirkende Kraft; denn auch aus Übersetzungen, sind sie nicht jammervoll schlecht, leuchtet dieser unvergängliche Reiz hervor, weil uns eben der Dichter nicht durch die äußerlichen Geschehnisse, sondern durch das innere Miterleben, das er in uns hervorruft, gewaltig packt. Freilich kann die schöne Form den Zauber noch erhöhen. Daz aber auch der höchste äußere Reiz allein uns nicht fesselt, erkennen wir etwa an gewissen perversen Romanen Gabriele d'Annunzios, deren sehr schöne Sprache um so peinlicher die Dissonanz des Inhalts empfinden läßt.

„Peu de moyens, beaucoup d'effet.“ In der Tat: wie köstlich ist es, ein Lied zu hören, oder ein Gedicht, eine Novelle zu lesen, die ganz schmucklos mit vollendetem Einfachheit ein Menschenleben erzählen! Und zugleich, wie selten ist es! Wie oft haben die Dichter danach gestrebt, etwas zu schaffen, das der wunderbaren Einfachheit des Volksliedes gleichkam — und wie wenigen ist es geglückt! Eine Novelle nun gar von so monumentaler Schlichtheit und Größe ist nur ganz selten geschrieben worden. Aus dem letzten Menschenalter wußte ich nur drei Erscheinungen zu nennen: Ludwig Finkhs „Rapunzel“, Karl Gjellerups „Pilger Kamanita“ und Selma Lagerlöfs „Mädchen vom Moorhof“. Leider ist das letztere nicht als besonderes Buch, sondern in einem größeren Novellen-Bande

* Gustav Freytag: Bilder aus deutscher Vergangenheit. Bd. 3. Aus dem 19. Jahrhundert des großen Krieges. Leipzig: S. Hirzel, 1873. S. 459f.

erschienen. Alle drei Novellen ziehen uns durch ihre wunderbar einfache, jedermann verständliche Sprache an. Und doch sind sie drei verschiedenen Kulturreisen entnommen: Ludwig Finkhs „Rapunzel“ schildert die köstliche Jugend eines schwäbischen Knaben; Gjellerups „Pilger Kamanita“ erzählt uns die Buddhalegende, ganz im Stile und mit Worten dieses Glaubenskreises; und Selma Lagerlöfs „Mädchen vom Moorhof“ führt uns das verzichtreiche Schicksal eines Bauernmädchen in einem abgelegenen schwäbischen Gebirgstal vor Augen.

Bildung braucht niemand mitzubringen, um eine dieser Dichtungen zu verstehen. Sie treffen uns mitten ins Herz. Man braucht nur die Tore der Seele zu öffnen, um in jenen Zustand glückseliger Entrücktheit versetzt zu werden, den nur die ganz große Kunst hervorrufen kann. Man sieht dann plötzlich die Dinge im rechten Lichte, ihre einfachen, großen, klaren Beziehungen; den Menschen aber, die uns der Dichter schildert, blicken wir tief ins Herz.

Oft ist dieser Zauber der Einfachheit am Volksliede und am Märchen gerühmt worden. Wer die Melodien alter deutscher Volkslieder hört, empfängt davon einen ähnlichen Eindruck wie von Dürerschen Holzschnitten. Es ist eine gemütvolle Treuherzigkeit darin, eine biedere Aufrichtigkeit, die sofort zu Herzen geht. In der Tat wurde ja das Volkslied an den Höfen ebenso gesungen wie in der Bauernhütte und dem Hause des städtischen Handwerkers, in den Hallen der Universitäten wie in den Arbeiterschänken. Und Alle sangen diese Lieder mit: Könige und Fürsten wie das Volk. Vor doch das Volkslied den Ausdruck für eine übereinstimmende Empfindungs- und Anschauungsweise. Auch die Choräle, die die Kirchenschiffe durchbrausten, fesselten durch ihre schlichte und kernhafte Volkstümlichkeit.

Dann aber wurden, nachdem die unselige Spaltung in „Gebildet“ und „Ungebildet“ sich vollzogen hatte, die einfachen Formen der Musik und Dichtung überwuchert durch ausschmückendes Beiwerk, das sich bald zu einer Verkünnstelung auswuchs, die den Kern kaum noch erkennen ließ. Außerordentlich bezeichnend ist es dann, daß die großen Dichter und Musiker musikalisch oder dichterisch immer wieder auf die Einfachheit des Volksliedes zurückgriffen. Sie waren sich der Notwendigkeit bewußt, bei dieser Schlichtheit in die rechte Schule zu gehen, sollten ihre eigenen Schöpfungen zu Herzen gehen.

Wie das Volkslied auf die Tonkunst reingend und veredelnd wirkte, so wirkte es auch auf die Dichtung. Als Goethe auf dem Umwege über die Lieder Ossians sein Herz an den Volksliedern entzündete, als er im Elsaß auf den Gesang des Volkes zu hören begann und eine kleine Blumenlese von Liedern erhaschte, die er Herder für die „Stimmen der Völker“ überließ, gewann er damit selbst für seine dichterische Gestaltungskraft eine Anregung von unschätzbarem Werke. Denn nun nahmen auch seine eignen Lieder jenen wunderbaren Wohlklang, jenen „entzückenden Hauch der Einfachheit, Frische und Innigkeit und jene plastische Anschaulichkeit“ an, die sie früher noch nicht besessen hatten, und die gar in den Liedern seiner Zeitgenossen überhaupt nicht zu finden waren. Fortan liegt es über Goethes Liedern wie Blumentau und Wiesenduft. Etwas schöneres als das „Mailied“, das „Heidenröslein“, „Willkommen und Abschied“ hat weder Goethe noch ein anderer Dichter hervorgebracht.

Auch von seinen Prosawerken gilt Ähnliches. „Gegen Goethe“ — so schrieb Schiller an Körner — „bin und bleibe ich ein poetischer Lump. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes (Wilhelm Meister) bewegte! Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk zeigt die schöne Gleichheit des Gemütes, aus welchem alles geflossen ist.“

Und doch verrät auch Schiller, so fern ihm häufig die unerreichbare Schlichtheit der Goetheschen Dichtung lag, etwas von diesem Geiste, der ihn namentlich als Dramatiker besaß, wenn er vom Künstler fordert, er solle „seinen Pinsel nur Volksgegenständen weihen“.

Freilich: zu der monumentalen Einfachheit Goethes hat Schiller es nie gebracht; auch in seinen Balladen nicht. Unübertrefflich ist und bleibt, wie Goethe schon in der Einleitung vieler Gedichte die Lage zu schildern weiß. Nichts von unnötigem Beiwerk; mit strengster Sachlichkeit wird nur das unbedingt Nötige mitgeteilt. Man lese die ersten Zeilen der „Braut von Korinth“, um die Wirksamkeit dieses künstlerischen Gesetzes zu erkennen, das durch die äußerste Beschränkung nur das Notwendige, gleichsam in Holzschnittmanier nur das Unentbehrlichste zeigt.

Ahnliches beobachten wir bei wenigen anderen Balladen dichtern; wie überhaupt die

Ballade durch ihr Wesen zur größten Knappheit, zu unbedingter Kürze, zur Abstraktion von allem Entbehrlichen drängt. Man denke an Uhlands „Rache“:

„Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
der Knecht wär selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunklen Hain
und den Leib versenket im tiefen Ahein.
Hat angeleget die Rüstung blank,
auf des Herren Roß sich geschwungen frank.
Und als er sprengen will über die Brück',
da stützt das Roß und bäumt sich zurück.
Und als er die güldnen Sporen ihm gab,
da schleuderets ihn wild in den Strom hinab.
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,
der schwere Panzer ihn niederzwingt.“

Kein Name wird genannt, kein Ort, keine der Personen irgendwie beschrieben; und doch steht alles mit greifbarster Lebendigkeit vor unserem Auge. In neuerer Zeit hat auch Fontane diese Einfachheit in der Ballade zu Ehren gebracht:

„Joachim Hans von Ziethen —
Husaren general,
dem Feind die Stirne bieten
tät er die hundertmal.“

Wahrhaft volkstümlich können nur Dichtungen von so vollendetem Einfachheit werden; und doch wird kein Mensch behaupten, sie seien nur für die Ungebildeten bestimmt, der Gebildete könne ihnen keinen Geschmack abgewinnen.

Denselben Vorwurf hat man, durchaus zutreffend, gegen mancherlei Volksbildungsvoranstaltungen erhoben. Statt eines einheitlichen, in sich geschlossenen und doch einfachen Programms, brauen sie nicht selten ein Gemengsel der verschiedensten, zum Teil nicht eben wertvollen Darstellungen zusammen, um nur ja nicht den weniger „Gebildeten“ abzustoßen, ihn vielmehr an den Besuch solcher Unterhaltungsabende zu „gewöhnen“. Die wirklichen Sachkenner des Volksbildungswesens haben dem gegenüberstets die Forderung vertreten, man solle statt der Volksunterhaltungsabende Volksabende geben und sie zu Pflegestäften des edelsten Geschmacks erheben, wozu auch die innere Geschlossenheit der Darstellungen gehöre. Wo man diesem Rate gefolgt ist, indem man etwa den ganzen Abend nur mit Beethoven oder doch nur mit klassischer Musik ausfüllte, hat man die beste Erfahrung gemacht. Ebenso ist es ein Unding,

Dichterabende für das Volk zu veranstalten, in denen 10 oder gar 20 verschiedene Dichter mit kurzen Stücken zu Worte kommen — anstatt einen einzelnen Dichter oder mindestens ein Dichtungsgebiet in den Mittelpunkt zu stellen.

Auch hier werden wir denselben Weg von der Verschnörkelung zur Einfachheit zu gehen haben, der sich in der Lebensgeschichte so manchen großen Mannes beobachten lässt. Als Goethe in Leipzig bei dem Direktor der Malerakademie in der Pleißenburg, Friedrich Deser, Unterricht im Zeichnen und Malen nahm, ging ihm die Erkenntnis auf, um die sich dieser sein Lehrer bemühte: daß die Rückbildung zur Einfachheit der Kern alles künstlerischen Fortschritts sei. Vermutlich war es auch Deser, von dem Winckelmann das Geheimnis des griechischen Schönheitsideals erfuhr, das er in die bekannten, gerade in dieser Zeit des Rokoko wie eine Offenbarung wirkenden Worte kleidete: „Der griechische Geschmack beruht sowohl in der Stellung wie im Ausdruck in edler Einfalt und stiller Größe.“ *)

Unermüdlich predigte Deser dem jungen Goethe dieses Ideal der Einfachheit, obwohl er selbst von der Seichtheit und Unnatur des Zeitgeschmacks nicht zu einer reinen, großen und tiefen Erfassung der Dinge vorzudringen vermochte. Dennoch hat Goethe das außerordentliche Verdienst Desers um ihn mit inniger Dankbarkeit anerkannt. An seine kluge und liebenswürdige Tochter Friederike, die er in der Wohnung in der Pleißenburg oder auf dem Deserschen Landsitz in Döllitz gern auffuchte, schrieb er einmal: „Ein großer Gelehrter . . . verachtet leicht das einfältige Buch der Natur und es ist doch nichts wahr als was einfältig ist. Wer den einfältigen Weg geht, der gehe ihn und schweige still . . . Ich danke es Ihrem lieben Vater: Er hat meine Seele zuerst zu dieser Form bereitet.“ **)

Das 18. Jahrhundert zeigt mit schlagender Deutlichkeit, zu welcher Unnatur die Verschnörkelung und Verzopfung der künstlerischen Formen führen muß. Schließlich ging man auf die Suche, um die Natur irgendwo wieder zu entdecken, von der die Gebildeten fühlten, daß sie ihnen gänzlich abhanden gekommen war. Man verkleidete sich als Schäfer und

*) Winckelmann: Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke. 1755. S. 225.

**) Zitiert nach Bielschowsky: Goethe. München: C. H. Beck, 1902. 1. Band S. 71.

Schäferin, um Lämmchen am rosafarbenen Bande spazieren zu führen, und versuchte, sich auf der Flöte Schäferliedchen vorzuspielen. Puder, Schminke und Reifrock aber ließen dieses Spiel mit der Natur nicht zum Durchbruch gelangen. Der Geschmack jener Zeit verkörperte sich in dem gewiß zuweilen animutig tanzenden, doch aber immer geschaubten und verschönerten Meißener Porzellan. So wirkte es wie eine Offenbarung, als die Lieder Ossians und in Deutschland alsdann der Sturm und Drang, so weit er auch über das Ziel hinausschoß, die Rückkehr zur Ursprünglichkeit anbahnten.

Eine ähnliche Unnatur machte sich in fast allen europäischen Ländern breit; sogar in England, dessen kraftstrotzendes, naives, unbekümmertes Volkstum, wie es uns in dem „Merry old England“ deutlich vor Augen tritt, dieser Künstlichkeit doch wahrlich aufs stärkste widerstrebte. Und doch vergaß man einen Shakespeare bald ganz. Seine Dramen erschienen als zu einfach. Vor allem war es das auf Stelzen gehende spanische Drama, das schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts, hauptsächlich wohl höfischen Einflüssen folgend, in England Boden fachte und Shakespeare verdrängte. Nun wurden Effekte aufeinandergehäuft, — und Shakespeare war vergessen; sodaß man diesen größten Dramatiker aller Zeiten gegen Ende des 18. Jahrhunderts erst wieder neu entdecken mußte.

So strahlt der Zauber der Einfachheit als Wirkung, häufig als unbeabsichtigte Wirkung, von der Klarheit der Form aus. Es gibt Denker, die es verstehen, eine Wahrheit so einfach und sicher auszusprechen, wie man eine Blume pflückt. In diesem Sinne hat Ruskin das „klar Sehen“ als das größte Ding bezeichnet, das es auf dieser Welt gebe: „Das größte Ding, das eine Menschenseele jemals in dieser Welt tut, ist, daß sie etwas sieht und auf einfache Weise sagt, was sie sah. Hunderte von Leuten können reden gegen einen, der denken kann, aber Tausende können denken gegen einen, der sehen kann. Klar sehen ist Dichtkunst, Weissagung und Religion — alles in einem.“ — Das Tieffeste und Entscheidendste in vollkommener Einfach-

heit auszusprechen, als sei es etwas Selbstverständliches und ergebe sich ohne weiteres für jeden, der sich auch nur die kleinste Mühe machen wolle, darüber nachzudenken, — diese Fähigkeit hat von jeher den Zauber großer Männer gebildet, die das Denken und Fühlen ihrer Zeit oder gar der Menschheit umwälzten. So geschah es den Zuhörern Christi, daß ihnen war, als riefe er ihnen nur in die Seele zurück, was sie bereits wußten, was auf dem Grunde ihrer Seele nur geschlummert hatte und was ihnen nun plötzlich, als könne es gar nicht anders sein, wieder vor die Seele trat.

So wußte auch Sokrates, der größte Frager aller Zeiten, durch Gespräche, die ihren Ausgang von dem Alltäglichsten nehmen mochten, Lichter anzuzünden, die nie wieder erloschen. Über die Jahrtausende hinweg vernimmt unser Ohr das Wort des jungen Alkibiades über diesen seinen verehrten Lehrer, das uns Plato aufbewahrte: „Und es war mir, als ob ich nicht leben könnte, ehe ich den Fragen dieses Zauberers genug gefaßt.“

Ebenso erging es den Zeitgenossen des Gautama Buddha, daß sie durch seine Fragen, die die einfachsten Dinge von der Welt befragen, plötzlich darüber nachzudenken lernten, worin ihr Leben eigentlich bestand, und daß sie die Dinge nun in einfachen großen Umrissen sahen, entkleidet von aller Verzerrung, die sie ihnen bisher verhüllt hatte.

Es ist ein unendliches Läbtsal, einem solchen Manne zu begegnen, der immer das Wesentliche einer Sache sieht, und eben deshalb immer den entsprechenden Ausdruck dafür zu finden weiß. Es ist den Menschen dann, als ob sie in ein schönes Antlitz blickten, dessen klare Züge unsäglich wohltuend, lösend und erhebend wirken. Durch solchen Zauber der Einfachheit und Klarheit wird am besten der Boden zu edlen Entschlüssen bereitet: zu der Abwendung von Torheiten, zu dem Verzicht auf Feindschaften, die so manches Gute verschütten, und zu jener erhabenen Gesinnung der Menschenliebe, in der alles Gute und Edle wurzelt.

Jene stillen Stunden . . .

Wundersam sind jene stillen Stunden,
die dich wunschlos und so eigen müde machen
und in einen namenlosen Frieden betten;
alles wird so fern und flüchtig-weich empfunden,

nur ganz leise huscht verlorne Lachen,
unsichtbar liegst du in fernen tief verschlungenen

Ketten.

Franz Alfons Gayda



phot. Hofphotograph Kühlewoldt, Königsberg

Lovis Corinth, Kirchhof auf der Kurischen Nehrung

Die Kurische Nehrung

Von Prof. Lovis Corinth

Nördlich von Königsberg, umgrenzt von der Ostsee, von Pillau bis Tapiau liegt der stolzeste Gau Ostpreußens: „Samland“, ein viereckiges Plateau. Die samländische Landschaft wirkt heute noch, wenn man mit der Kranzer Eisenbahn nach der See fährt, durchaus heidnisch. In schwarzen Wäldern scheinen noch heuße die drei Hauptgötter Perkunos, Potrimpos, Pikollos verehrt zu werden; auch manche Mordtat an gotischen Missionaren, die leichsinnigerweise den Eingeborenen das Evangelium offenbaren wollten, ist heute noch in aller Erinnerung, z. B. die Ermordung des heiligen Adalbert bei Fischhausen. Im Herzen Samlands, bei den Dörfern Kuhmehnen, Dalwehnen, Medenau, erhebt sich der Galtgarben, der höchste Berg des uralisch-baltsischen Höhenzuges. In den Dörfern wohnen wohlhabende Bauern, die sich „Besitzer“ titulieren lassen. Dieser Menschenschlag ist groß und stark, echt deutsch, mit einem leichten Einschlag ins

Wendische. Aus dieser Bevölkerung rekrutierten sich mit Vorliebe die preußischen Garderegimenter für Berlin und Potsdam. Das Nationalgetränk, welches in den Dorfkrügen verschenkt wurde, ist der berühmte „ostpreußische Maitrank“. Wenn dieser einem Gast zu dünn erschien, liebte man dazu einen Kornus hinter die Binde zu gießen. Die Kriegstulpe ging im Kreise herum, und bald wurde die anfänglich phlegmatische Gesellschaft lebhaft und gesprächig. Hier sprechen die Ostpreußen das reeliinste Deitsch; auch spricht man hier die Vokale am reeliinsten: z. B. das „Ooa!“ Wenn man Phantasie hat, so könnte man Königsberg und Samland das „Toskana“ des Nordens nennen; Königsberg ist aber meines Wissens Gott sei Dank niemals das „Pregel-Florenz“ benannt worden. Mögest du, mein Heimatland, kräftig weiter gedeihen, trotz deines politischen Zusammenbruches, der dich am meisten heimgesucht hat von allen Landen Deutschlands.

Der größte Badeort an der Ostsee ist Kranz-Kuhren. Der Name „Kuhren“ als Groß-Kuhren, Klein-Kuhren, Kuhrau, kommt häufiger im Samland vor, hat aber nichts mit der Kurischen Nehrung zu tun. Die Kurische Nehrung fängt eigentlich mit dem Fischerdorf Sarkau an. Von Kranz geht man in etwa zwei Stunden zu Fuß dorthin. Man durchwandert einen mageren Fichtenwald, mit Kaddig und Beerengestrüpp als Unterholz. Der Weg ist sandig, hin und wieder schlängeln sich Blindschleichen und anderes wenige Gewürm des Weges entlang. Dann taucht das Dorf mit seinen Fischerhütten, auf und eine andere Welt scheint uns hier zu empfangen. Soweit das Auge reicht, läuft ein dünner, weißer Faden von Sarkau bis nach Memel, wohl an gut zwanzig Meilen lang. — Tiefer breitet sich die Ostsee aus und rechts das Kurische Haff, wie man auf der Landkarte sehen kann, von Labiau bis zur See ist die Basis an der südlichen samländischen Küste bis zur Deime breit, und verjüngt sich nach Memel spitz zu. Die Nehrung scheint nur aus Sand zu bestehen. Schwarze Punkte heben sich hin und wieder auf, genau gesehen sind es spiddrige Fichten oder sonstige armselige Vegetation. Weißer Dünenhafer wächst dort als Grasart, der mit seinen harfen Halmen auf dem Sande runde Kreise vom Winde hinterläßt. Und doch soll einst dieser Landstreifen von Fruchtbarkeit gestrohzt haben, als noch dicht bestandener Wald das Land zwischen beiden Wassern schützte. Friedrich der Große ist schuld daran, weil er den Wald vollständig abholzen ließ, und seit dieser Zeit ist die Nehrung versandet und ein Naturphänomen mehr ist in der Welt entstanden.

Ein ungefähres Bild einstiger Fruchtbarkeit bildet das Dorf „Rossitten“. Fruchtbarer Weizenboden und in saftigem Grün prangende Bäume und Wiesen. In den Rossgärten und im moorigen Urwalde tummeln sich Mengen von Pferden. Die Vogelwarte von Rossitten ist weltberühmt. Auch die größte Wildart, „der Elch“, hat hier bis auf weiteres sein Standquartier aufgeschlagen. Von hier aus wechselt er bis zum Ende der Nehrung oder er schwimmt über das Haff nach Litauen und verliert sich in den russischen Wäldern.

Gegensätze berühren sich: neben der üppigsten Vegetation taucht der höchste Sandberg von der ganzen Nehrung hier in Rossitten auf. Der „schwarze Berg“ heißt er. Wie ein vom Winde rund gesegter Zuckerhut sieht er aus; einsam ragt er in die Wolken. Er ist nicht so hoch wie

der Montblanc; auch ist der Auf- und Abstieg in dreißig Minuten gemacht, und man braucht weder den Esel als Reittier, noch Bergführer als Helfer in Gefahren.

Es ist übrigens möglich, daß der Berg, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen habe, eine andere Form bekommen oder überhaupt sich an anderer Stelle aufgebaut hat. Wenn diese Berge nicht vor dem Winde geschützt sind, so haben sie es an sich, bald hierhin, bald dorthin zu verwehen. Man nennt sie auch darum die „Wanderdünen“. Die Regierung hat diese Dünen durch viel Geld und Geduld anpflanzen lassen. Man sieht überall Vierecke aus Baumästen gewunden und in diesen Vierecken Sämereien von Grasarten, die auch auf dem Sandboden fortkommen sollen. So soll sich allmählich eine Humusschicht bilden und wenigstens das Fortwehen des Sandes verhindert werden.

Auf der Mitte der Kurischen Nehrung sind die Orte Pillkoppen und Nidden. Die Einwohner haben sich an der niedriger gelegenen Hafseite angesiedelt. Hier schaukeln sich auch die breiten Fischerboote; da die Fahrzeuge nur auf dem Haff und höchstens auf den ins Haff mündenden Flüssen benutzt werden, haben sie keinen Kiel, dagegen einen recht flachen und breiten Boden. Die plumpen, dicken Mastbäume haben auf der dicken Spiße eine kleine Flagge, die in ein breites Brett mit geschnitzten Verzierungen hineingeschoben ist. Diese charakteristischen Böte, derartig bewimpelt, habe ich schon als ganz kleiner Junge in meiner Geburtsstadt Tapiau einlaufen sehen. Damals trugen die Kuren Kopfbedeckungen wie die vier Bauern aus dem Kartenspiel. Zu jener Zeit waren sie ganz primitiv, und sie tauschten gern ihre Erzeugnisse gegen blanke Knöpfe oder sonstige industrielle Artikel ein.

Von Pillkoppen ging ich über die Düne nach Nidden; dorthin hatte ich mein Malzeug durch die Post dirigiert. Als ich auf der Höhe angekommen war, sah ich in einiger Entfernung eine Krähe auf derselben Stelle ängstlich auf- und niederflattern. Beim Nahen entdeckte ich, daß ein Stück Fischneß im Sande versteckt lag und mit Schlingen versehen, wodurch der Vogel gefangen war. Da fiel mir ein die Sage von den „Kreejebieters“. Ohne Frage war diese Krähe ein derartiges Opfer. Auch sah ich auf dieser ersten Wanderung bereits eine Art großer Pferde, die sich längs dem Seestrande verlüsterten. Trotzdem meine Augen nicht die schärfsten waren, konnte ich doch überzeugt sein, daß es eine Herde der berühmten Elche war.

Endlich kam ich, durch das ungewohnte Sandwaten stark ermüdet, in dem Wirtshause an. Es war schon im Verhältnis ganz luxuriös ausgestattet. Das Dorf Nidden ist der größte Ort auf der ganzen Nehrung. Hier sind wir bei den Kuren, eine andere Sprache empfängt uns hier, und wohl auch andere Sitten. Zuerst fiel mir in die Augen, daß die Hütten mit scharfem Ultramarinblau gestrichen waren. Beim Kirchgang bemerkte ich, daß der Kure auch ebenso papageibunt bekleidet war; die Mädchen sind hübsch und trotz der Buntheit kleidsam angezogen. Die Einwohner sind aber hier in ihrer Heimat weniger servil als in der Fremde. In dem Wirtshaus ist aber der Kure — wenn er einem fremd gegenübersteht —, roh und brutal; jedoch wird man bei näherer Bekanntheit auch seine besseren Seiten herausfinden.

Von den Malern, welche hier Land und Leute geschildert haben, ist wohl der wahrhaftigste unser Landsmann „Bischoff-Culm“ gewesen. Mit allen Künstlern, die hier sich aufhielten, wurde der Jude Mendel zuerst bekannt. Mendel war ein russischer Hausierer. Seit Jahren war er hier in seiner Residenz beinahe beheimatet. Mit seinen Warenballen trieb er sich auf der ganzen Nehrung herum. Die Bewohner liebten ihn, denn als er ausgewiesen werden sollte, kamen Bittgefüche, daß er hier bleiben möge. In Nidden lebte und schlief er in irgendeiner Scheune. Da ich im Augenblick hier der einzige Maler war, hafteten wir uns sehr bald angefreundet. Wir aßen zusammen rohe Ale und franken Schnaps. Dann sang er mir auch, während er Modell saß, Choräle aus der Synagoge vor; ja er kam sogar zum erstenmal in seinem Leben mit mir zusammen in der See baden. So intim schien mir niemand verkehrt zu haben. Sonst hatte ich wohl die Gastwirte als guter Kunde auf meiner Seite. In Nidden hatte das Schicksal mit dem Wirt es anders beschlossen. Wenn ich im Kieferngehölz und auf dem alten kurischen Kirchhof, der auf das Haff hinabsah, den ganzen Tag gearbeitet

hatte, saß ich gern abends bis tief in die Nacht hinein im Gastzimmer, um Skat zu dreschen und Grog zu trinken. Aber weiß der Teufel, es war hier nicht die rechte Freude. Der Wirt war nicht bei der Sache, der Förster war saugrob, selbst Mendels Unterhaltungsgabe zog nicht. Kurz und gut, es war kein Vergnügen. Als ich am späten Morgen zur Arbeit durch das Lokal gehen wollte, war ich nicht wenig überrascht, eine Menge Eingeborener in der Gaffstube zu finden. In dem Dorfe sprach mich der Förstgehilfe an, fragte, ob ich bereits wußte, was heute passiert wäre. Er drückte sich geheimnisvoll aus in dem alten Satz: „er hätte es gleich gedacht“. Bald erfuhr ich auch von den andern, daß der Wirt nicht mehr am Leben war. Er wäre von einem Apfelbaum abgeschnitten worden. Es war mir unangenehm, in diesem Hause weiter zu leben; nur auf dringenden Wunsch der Witwe blieb ich, bis das Begräbnis gewesen war. Bei dem Mittagessen wurde mir ein fremder Herr vorgestellt. Wir unterhielten uns, und er stellte sich als Gerichtsvollzieher vor. „Es ist gut“ — sagte er —, „daß mich meine Frau nicht begleitet hat. Ich wollte ihr so gern die hübsche Gegend hier zeigen.“ Warum er das Zartgefühl soweit trieb, daß er seinen Stempel auf die Rückseite der Sprungfedernmatratze gedrückt hatte, werde ich niemals verstehen.

Vor dem Begräbnis wurde der Wirt in der guten Stube aufgebahrt. Alle waren wir vereint zum Wachabend. Auch Mendel. Als er den Sarg sah, brach er fast zusammen. „Armer Muschinsky“, rief er weinend, „warum mußtest du so sterben! — Gott der Gerechte, was für ein schöner Sarg! Was für ein teurer Sarg!“ Vor meiner Abreise bettelte er mir meinen alten Malrock ab. Nachdem ich ihm diesen gegeben hatte, war er wie vom Erdboden verschwunden. Nirgends konnte ich ihn mehr erblicken. Auch niemand verabschiedete sich von mir, als ich an den Dampfer gesetzt wurde. Abends war ich wieder in Königsberg, und das normale Leben begann.

Einsame Nacht

Der müde Mond hat einen stillen Traum.
Leise wandert die Nacht über atmende Gärten.
Der Zypressen schlanke Reihe wacht behutsam.
Flüsternd verklingen die Wellen des fernen Meeres.
Der Vögel Gesieder schlaftrunken erzittert.

Die Brust tönt wie der Herzschlag der Erde,
versunken in tiefer Hoffnung geborgen.

Die Tage scheinen uns für immer vergangen.
Fern und wunschlos flieht ihre Erinnerung.
Nur leis aus dem Dufte der schlafenden Blumen
erscheint eine Sehnsucht verlorener Sonne —

Bruno Walter Reimann

Weltbewerb der Ostdeutschen Monatshefte

Der Weltbewerb zur Erlangung von geeigneten Entwürfen für den Umschlag unserer Zeitschrift, dessen Einsendungsfrist am 1. Dezember 1920 abließ, hat ein recht erfreuliches Ergebnis gezeitigt.

63 Entwürfe lagen zur Beurteilung vor. Die Preisrichter stellten sich streng auf den Boden der Wettbewerbsbedingungen. Es war für die beiden Hauptzeilen eine bestimmte Anordnung und Schriftart und eine für die Wiedergabe in Strichähzung geeignete Reinzeichnung vorgeschrieben. Die Grundbedingungen hatten 12 Entwürfe nicht erfüllt; sie kamen also für die Preisberücksichtigung nicht in Frage. 35 weitere wurden bei der ersten Durchsicht als ungeeignet ausgeschieden. Bei der zweiten Wahl der übrig gebliebenen 16 Entwürfe wurden noch 3 weitere ausgemustert. Alsdann standen zur engeren Wahl die Einsendungen mit folgenden Stichworten:

Der Sonne entgegen	Elch
Felix Dahn	Fischerboote
Grenzpfahl	Haff
Heimatlied	Licht vom Osten
Möwe II	Ostland
Siedlung	Zeitgeist
Zukunft.	

Von dem Preisgericht wurde nun der Gesichtspunkt in den Vordergrund gerückt, wie weit es den Verfassern gelungen war, aus Schrift und Schmuck ein Ganzes von einheitlicher Wirkung zu formen, in dem das Dekorative und die wohl durchgebildete Schrift gleichwertig nebeneinander bestehen.

Bei eingehender Wertung der oben genannten Arbeiten kam das Preisgericht zu der Überzeugung, daß es zweckmäßig sei, eine von der Ausschreibung etwas abweichende Art der Verteilung der Preise vorzunehmen. Der Verlag erklärte sich bereit, die zur Verfügung stehende Summe zu erhöhen, sodaß zwei erste Preise, ein zweiter Preis und drei dritte Preise verteilt und eine Anzahl von Entwürfen angekauft werden könnten. Bei allen Einsendern war die Bedingung, daß sie im Osten wohnen oder geboren sind, erfüllt. Von den preisgekrönten und angekauften Arbeiten fügen wir Abbildungen bei.

Erster Preis. Kennwort: „Zukunft“. Verfasser Rudolf Schwalm, Danzig, Hundegasse 118.

Der Entwurf begnügt sich mit einer Farbe. Sein Vorzug liegt in der geschlossenen Gesamthaltung. Schrift und figürliches Mittelstück sind in charakteristischer Federzeichnung gut durchgearbeitet. In den gebogenen Schriftzeilen, die mit künstlerischem Gefühl geführt sind, klingt der Umriss des Schmuckstückes nach. Die Schrift selbst ist kraftvoll und eigenartig entworfen, ohne daß diese Eigenart durch Absonderlichkeiten erreicht worden wäre. Die Zeichnung der Mittelfigur ist recht gewandt in dem Gegensatz zwischen der strengeren Form der Gestalt und des Füllhorns und der bewegten Durchbildung des Gewandes. Dem Verfasser ist es wohl gelungen, auch diesen Teil seines Entwurfes in einen harmonischen und geschlossenen Gesamtkreis zu geben. In der ein Füllhorn tragenden Frauengestalt kommt das Wesen der Ostdeutschen Monatshefte und ihre wichtige Aufgabe als Vermittler kultureller Gaben gut zum Ausdruck.

Erster Preis. Kennwort: „Licht vom Osten“. Verfasser Robert Zeuner, Zoppot, Gerichtsstraße 18.

Dieser Entwurf verwendet zwei Farben, von denen die eine als lebhafte und tiefere Wiederholung der Papierfarbe gedacht ist. Die Schrift ist in Federzeichnung, das figürliche Mittelstück in Kreide mit geringen Aufhöhungen durch Wasserfarbe ausgeführt. Auch bei dieser Arbeit befriedigt der geschlossene und wie selbstverständlich anmutende Aufbau des Ganzen. Der Verfasser hat zur Erreichung eines gewissen Gleichgewichtes zwischen den Kopf- und den Fußzeilen aus dem Innenfältel der Zeitschrift noch zwei Zeilen hinzugefügt, eine Selbstständigkeit, die durch die Wettbewerbsbedingungen nicht ausgeschlossen war. Die Schrift ist gut geschrieben und in ihren Abstufungen recht wohl abgewogen. Die Figur des Sämanns ist vereinfacht, die Technik seiner Darstellung zweckmäßig, sodaß die Wiedergabe in Strichähzung einwandfrei möglich und die Wirkung auf dem Umschlag gesichert erscheint. Der Gedanke des Sämanns befriedigt auch die Vorstellung, die man von den Ostdeutschen Monatsheften als Wegbereiterin hat.

Sei ter Preis. Kennwort: „Felix Dahn“.

Verfasser Franz Schütt, Kunstgewerbelehrer, Stettin, Kronenstraße 38.

Auch in diesem Entwurf ist der Gedanke des Sämanns wiedergegeben; im Hintergrunde erscheint die Marienburg. Der Entwurf ist auf grob gerippem Papier in Bleistift ausgeführt. So wirkt das Blatt zu weich als Umschlag einer Zeitschrift. Bei der Wiedergabe in Strichäzung würden die einzelnen Striche zwar härter aber auch spitzer herauskommen. Eine in jeder Beziehung getreue Wiedergabe ist durch das vorgeschriebene Vervielfältigungsverfahren nicht zu erreichen. Die Schrift ist gut und sehr gewandt geschrieben, ihre Anordnung und Verbindung mit dem figürlichen Teil befriedigt vollauf.

Dritter Preis. Kennwort: „Heimatlied“.

Verfasser Otto Geißler, Zeichenlehrer, Danzig-Langfuhr, Marienstraße 14.

Bei diesem Entwurf sind drei Farben verwendet: weiß, mittel- und dunkelblau; die Farbe des Umschlages ist dunkelgrau. Die Schrift ist mit breiter Feder geschrieben, das Mittelfeld mit dem Pinsel gemalt. Bei der Wiedergabe durch Buchdruck müssen die weißen Flächen ausgespart werden, da hellweizer Druck auf dunklem Untergrund nicht möglich ist. Es muß also ein weißer Umschlagkarton Verwendung finden, auf dem eine graue Tonplatte mit ausgesparten weißen Flächen zum Abdruck kommt. Wenn hierbei schon eine Wirkung zustande kommt, die von der des Entwurfes abweichen wird, so werden auch bei der Wiedergabe der blauen Wassertöne durch zwei Farbplatten eine Reihe der in dem Entwurf enthaltenen Zwischen- töne ausfallen, die durch verschiedene Mischung des hellen mit dem dunklen Blau in der Pinselzeichnung erreicht sind. Die Verwendbarkeit dieses Entwurfes für die Ostdeutschen Monatshefte ist insofern beschränkt, als er nur für ein gelegentliches Sonderheft, das vom Meer oder der Küste handelt, benutzt werden kann. Die Ausführung der Schrift und Anordnung des Ganzen ist mit Geschmack durchgeführt.

Dritter Preis. Kennwort: „Haff“. Verfasser Professor F. A. Pfuhle, Danzig-Langfuhr, Techn. Hochschule.

Der Verfasser benutzt drei Farben, dunkelgrau, schwarz und rotbraun, für die Schrift dunkelgrau. Der wohlgelungene, frei komponierte Ausschnitt aus einem Haffstädtchen gründet sich offensichtlich auf Eindrücke in Frauenburg.

Das charakteristische Bild eines Fischereihafens mit dahinter gelegener, aus Ziegelbauten, bestehenden Stadt, die überragt ist von einer imposanten Kirche, wird uns vereinfacht und auf die wesentlichen Bildelemente zurückgeführt vor Augen gestellt. Nicht so gelungen ist die Verbindung mit der Schrift und die Schrift selbst. Auch sie ist mit dem Pinsel gemalt, sie ist nicht bis zu der Ausgeglichenheit durchgearbeitet, die die Preisrichter für einen Zeitschriftenumschlag als notwendig erachteten.

Dritter Preis. Kennwort: „Der Sonne entgegen“. Verfasser Paul Hoffmann, Danzig, Straußgasse 7c.

Dieser Entwurf zeigt ein der Pflanzenwelt entnommenes Motiv in ornamentaler Durcharbeitung, bei der die Wirkung lediglich aus dem Spiel der Linien und aus der Wahl der Farben sich ergibt. Es muß anerkannt werden, daß dieser Entwurf ein guter „Blickfänger“ ist, eine Eigenschaft, die für den Vertrieb einer Zeitschrift von erheblichem Nutzen ist, weil sie die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf das im Schaufenster ausliegende Heft in besonderer Weise auf sich lenkt. Nicht ganz glücklich wirkt die Farbenwahl: taubenblau, ultramarin und schwarz. Unfrei noch, wenn auch nicht ungewandt, ist die Durchbildung der Schrift. Der Wiedergabe in Strichäzung bietet dieser Entwurf keinerlei Schwierigkeiten.

Angekauft: drei Entwürfe. Kennworte: „Fischerboote“, „Siedlung“, „Grenzpfahl“. Verfasser Sigfrid Sebba, Königsberg i. Pr., Brahmsstraße 171.

Diese drei Entwürfe zeigen ganz zweifellos eine große künstlerische Begabung und ein feines Gefühl für die geschlossene Abrundung des gewählten Motivs. Alle drei leiden aber unter einer allzu skizzenhaften Behandlung der Schrift. Der Verlag kann sie als Titelblatt so nicht verwenden; er müßte zu den dekorativen Mittelstücken sorgsam und gut geschriebene Schrift hinzufügen lassen. Die beiden Entwürfe „Fischerboote“ und „Siedlung“, in drei Farben: schwarz, rot und gelb ausgeführt, geben in ihrem Gedankeninhalt nicht das Wesen der Zeitschrift wieder. Sie werden beide nur für Sonderhefte gelegentlich verwertbar sein. Anders ist es jedoch mit dem Entwurfe „Grenzpfahl“, der sich mit zwei Farben: schwarz und gelb begnügt. In noch höherem Maße, als bei dem mit dem dritten Preise ausgezeichneten Entwurfe „Der Sonne entgegen“ haben wir es hier mit einem ganz



Erster Preis. „Zukunft“,
Rudolf Schwalm, Danzig.



Erster Preis. „Licht vom Osten“,
Robert Zeuner, Zoppot.



Zweiter Preis. „Felix Dahn“,
Franz Schütt, Stettin.

Preisgekrönte Entwürfe

aus dem Wettbewerb
für den Umschlag der
Ostdeutschen Monatshefte
für Kunst und Geistesleben



Dritter Preis. „Heimatlied“,
Otto Geißler, Danzig-Langfuhr.

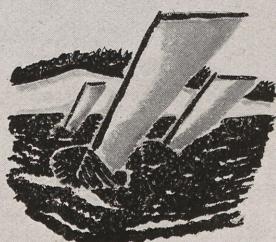


Dritter Preis. „Haff“,
Prof. Fritz A. Pfuhle, Danzig.



Dritter Preis. „Der Sonne entgegen“,
Paul Hoffmann, Danzig.

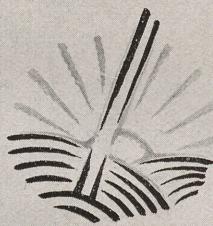
Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben



Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
1. Jahrgang 1920. — Preis: 3,20 — Heft
zusgl. Versandgebühren.

„Fischerboote“,
Sigfrid Sebba, Königsberg i. Pr.

Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben



Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
1. Jahrgang 1920. — Preis: 3,20 — Heft
zusgl. Versandgebühren.

„Grenzpfahl“,
Sigfrid Sebba, Königsberg i. Pr.

Angekaufte Entwürfe

aus dem Wettbewerb
für den Umschlag der

Ostdeutschen Monatshefte
für Kunst und Geistesleben

Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben



Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
1. Jahrgang 1920. — Preis: 3,20 — Heft
zusgl. Versandgebühren.

„Siedlung“,
Sigfrid Sebba, Königsberg i. Pr.

Ostdeutsche Monatshefte
für Kunst und Geistesleben



1. Jahrg. 1920 Heft 1
Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig
Preis: 3,20 — Heft
zusgl. Versandgebühren.

„Möwe II“,
Emmy Kraushaar, Hamm.

Ostdeutsche
Monatshefte
für Kunst und Geistesleben



19 20
Heft-Nr. 1 — Preis 3,20 Mark — 1. Jahrgang
Verlag: Ostdeutsche Monatshefte G.m.b.H. Danzig

„Erwo I“,
Reinhold Worm, Gelsenkirchen.



„Geistesegen“,
Paul Kolleck, Danzig.



„Wunderblume“,
Max Buchholz, Danzig.

hervorragend geschickt erfundenen und mit starkem Gefühl für ornamentale Wirkung ausgeführten „Blicksänger“ zu tun. Wenn die Gesamtwirkung des Entwurfs nicht so ist, daß ihm ein Preis zuerkannt werden konnte, so liegt auch hier die Ursache in der ungelösten Aufgabe, ein gutes dekoratives Schmuckstück mit guter Schrift zu einem wohlabgerundeten Ganzen zusammenzufügen.

Kennwort: „Möwe II“. **Verfasserin** Emmy Kraushaar geb. Schmöleke, Hamm (Westfalen), Pentroperweg 201.

Der Entwurf ist zweifarbig: gelb und schwarz auf geföntem Papier. Die Schrift ist schwach, und die in ihr liegenden Schwierigkeiten sind nicht bewältigt. So geht denn auch Ornament und Schrift nicht zusammen; bei einer späteren Verwertung würde auch bei diesem Entwurf die Schrift neu gezeichnet werden müssen. Die ornamentale Lösung ist in ihrer Verbindung zwischen strenger Form und freiem Linienspiel nicht recht gelungen. Der Wiedergabe in Strichäzung stehen keinerlei Schwierigkeiten entgegen.

Lobende Erwähnung. **Kennwort:** „Ostland“. **Verfasser** Franz Schütt, Kunsterwerbelehrer, Stettin, Kronenstraße 38.

— **Kennwort:** „Zeitgeist“. **Verfasser** Paul Hoffmann, Danzig, Straußgasse 7c.

— **Kennwort:** „Elch“. **Verfasser** W. L. Wischke, Kunstmaler, Danzig-Langfuhr, Robert-Reinickeweg 20.

Diese drei Entwürfe kommen für eine Verwendung für die Ostdeutsche Monatshefte nicht in Frage.

„Ostland“, ein in Bleistift gefertigter mit rot und grünem Farbstift gefönter Entwurf hat die Verteilung der Schrift und die Verbindung der Figur mit den Schriftzeilen in durchaus befriedigender Weise gelöst. Er entspricht aber in seiner Zartheit nicht den Zwecken der Ostdeutschen Monatshefte.

„Zeitgeist“ erinnert zu sehr an das Abzeichen des Grenzschuhs. Über die Schrift ist dasselbe zu sagen, wie bei dem preisgekrönten Entwurf desselben Verfassers.

Der Entwurf „Elch“ verdient wegen der guten zeichnerischen Durchführung eine lobende Erwähnung; er ist aber viel mehr eine Umschlagzeichnung für eine Jagdzeitschrift. Die Durchbildung der Schrift und die Zusammenfassung von Schrift und Bild ist unbefriedigend und durch die allzu magere, trockene Einfassung nicht gelungen. Diese beiden letzten Entwürfe haben überdies denselben Nachteil, wie der frühere

Entwurf „Heimatland“, indem die Höhungen durch weiß im Buchdruck als Aussparung gebracht werden müssen, sodaß die ganze Fläche des Umschlages unter Aussparung der weißen Stellen in einem Ton, z. B. dunkelgrau, gedruckt werden muß.

Unter den Entwürfen, die die Bedingungen nicht erfüllt haben, waren einige so gute Arbeiten, daß das Preisgericht drei von ihnen zum Ankauf und fünf für die lobende Erwähnung vorschlug.

Angekauft. **Kennwort:** „Erwo I“. **Verfasser** Reinhold Worm, Gelsenkirchen i. W., Ringstraße 74.

Gut gezeichnete Schrift, durch kräftigen Rand mit einem im Charakter dazu gut passenden Mittelstück zusammengehalten. Ausführung schwarz und gelb. Die Anordnung der Haupttitelzeile abweichend von den Bedingungen.

Angekauft. **Kennwort:** „Geistesgegen“. **Verfasser** Paul Kolleck, Danzig, Grenadiergasse 14.

Auch bei diesem Entwurf ist die Anordnung der Haupttitelzeilen anders als die Bedingungen es vorschrieben. Dem Verfasser ist aber eine einheitliche Wirkung gelungen, die sich auch in dreifarbig der Strichäzung dunkelblau, grün und rotbraun gut wiedergeben läßt. Die Verwendbarkeit dieses Entwurfs ist aber nur eine beschränkte, da ein Bild der Beschaulichkeit einer Kleinstadt nur gelegentlich für eine Sondernummer der Zeitschrift als Ausdruck ihres Inhalts dienen kann.

Angekauft. **Kennwort:** „Wunderblume“. **Verfasser** Max Buchholz, Kunstmaler, Danzig, Große Allee 39 II.

Die nicht gemäß den Bedingungen angeordnete Schrift ist schön und kraftvoll geschrieben; die Verbindung mit den ornamentalen Stücken: kreisrundem Bild und vier Wappen ist befriedigend gelöst. Durch die Wappen wird aber das Arbeitsgebiet der Ostdeutschen Monatshefte zu eng begrenzt. So würde auch dieser Entwurf vor der Ausführung einer Umarbeitung bedürfen.

Lobende Erwähnung. **Kennworte:** „Erwo II und III“. **Verfasser** Reinhold Worm, Gelsenkirchen i. W., Ringstraße 74.

— **Kennworte:** „Kunst und Geistesleben“ und „Wahrzeichen“. **Verfasser** Otto Geißler, Zeichenlehrer, Danzig-Langfuhr, Marienstraße 14.

— **Kennwort:** „Signet“. **Verfasser** Max Buchholz, Kunstmaler, Danzig, Große Allee 39.

Allen fünf Entwürfen ist die Beherrschung der Schrift eigen. Sie weichen aber in der Anordnung von den Bedingungen ab und lassen den Betrachter unbewegt in ihrer z. T. fast mathematisch anmutenden Kühle. —

Der Verlag kann mit dem Ergebnis dieses Preisausschreibens zufrieden sein. Wenn auch keine überragenden Meisterleistungen zu verzeichnen waren, so ist doch ein ansehnlicher und bemerkenswerter Durchschnitt festzustellen. Der

Verlag hat sich in allen Stücken den Vorschlägen des Preisgerichts angeschlossen und die ursprünglich in Aussicht genommene geringere Zahl von Ankäufen auf sieben erhöht. Auch in den nicht erwähnten Entwürfen steckt z. T. eine sehr emsige, mühsame und fleißige Arbeit. Der Dank des Verlages und der Schriftleitung ist allen denen gewiß, die durch ihre Beteiligung an dem Wettbewerb zu seinem Gelingen beigetragen haben.

Deutsche Gegenwart und Zukunft

Von Dr. Paul Rohrbach

Gehen wir aus von der Frage: Welches ist heute der bedeutsamste Zug im Charakter der Weltlage? Darauf sind verschiedene Antworten denkbar, je nachdem ob man mehr auf das Offenbare oder mehr auf das Verborgene sieht. Tut man das Letztere, so müßte man den eigentümlichen inneren Beziehungen nachgehen, die sich jetzt zwischen England und Amerika, England und Frankreich, Frankreich und Amerika entwickeln. Auch Japan gehört an einer bestimmten Stelle in dieses System hinein, das sich um entgegengesetzte Pole gruppiert. Bleiben wir aber vorerst bei dem, was vor jedermanns Augen steht, so ist es ohne Zweifel die zunehmende Schwächung des Bolschewismus in Russland.

Russland, das heißt das sogenannte Sowjetrussland, geht in diesem Winter Zuständen entgegen (und sie haben schon begonnen), die furchtbarer sind, als daß eine gewöhnliche Phantasie sie sich ausmalen könnte. Fast das ganze große Gebiet hat Missernte, und das Schlimmste dabei ist, daß auch in demjenigen Teil des Schwarzerdegürtels, der nicht zur Ukraine, sondern zu Großrussland gehört, d. h. im Wolgagebiet und gegen den südlicheren Ural hin, die Ernte so schlecht ist, daß zum Teil kaum die Aussaat geerntet wurde. Die Mitte und der Norden von Russland haben immer der Zufuhr bedurft; jetzt haben sie selbst noch viel weniger Getreide geerntet als sonst, und sie können nicht auf Hilfe vom Südosten rechnen! Dazu kommt der Zusammenbruch der Eisenbahnen. Zu Beginn des Krieges mit Polen waren von den rund 570 000 Güterwagen der zarischen Zeit noch etwa 100 000 gebrauchsfähig, und von 32 000 Lokomotiven noch zwischen 4000 und 5000. Der Abgang aber an Lokomotiven, der Überschuß der ruinierten über die neu gebauten und reparierten Maschinen beträgt nach der bolschewistischen Statistik selber

200 Stück monatlich. So schlecht ist die Leistungsfähigkeit der Fabriken und Werkstätten unter dem Bolschewismus. Zu Beginn des Krieges mit Polen rief Trozki aus: Wie sollen wir Städte und Arbeiter versorgen, wenn wir die Lokomotiven für die Front brauchen! Seitdem ist die Lage der Eisenbahnen in Sowjetrussland noch viel schlechter geworden. Die Kälte- und Hungerkatastrophe wird also fürchterlich sein, und nicht nur in den Städten, sondern diesmal auch in sehr ausgedehnten Teilen des flachen Landes. Es können vier oder fünf, es können aber auch ebensogut zehn oder zwölf Millionen und mehr Menschen bis zur nächsten Ernte umkommen, denn man muß sich vorstellen, daß bei dem trostlosen Stand des Eisenbahnverkehrs dort, wo kein Brot ist, auch keins hingekauft werden kann!

Kenner aus Sowjetrussland geben dem Bolschewismus unter diesen Umständen noch ein knappes Jahr Frist; ich glaube kaum, daß es so lange dauern wird. Nur darf man sich nicht einbilden, daß an seine Stelle alsbald ein besser geordnetes Regiment treten wird, sondern bei der völligen Auflösung aller Zustände wird die nächste Folge ein Chaos sein. Indes gleichviel, was auch in Russland hinter dem Bolschewismus kommen möge, für Deutschland wird sein Niederbruch die Folge haben, daß Erschütterungen des deutschen Wirtschaftslebens durch innerpolitische Gewaltshandlungen weniger wahrscheinlich werden. Eine andere Frage ist es, welche Folgen die Politik der einzelnen Ententemächte haben wird, namentlich die Erzwingung von ruinierenden Kohlenlieferungen, die Bedrohung des Ruhrgebiets, die ganze „Wiedergutmachung“ usw. Hierauf kann von deutscher Seite nur insofern Einfluß geübt werden, als Deutschland, wenn es will, imstande ist, das allgemeine Urteil der

Welt zu erschüttern, die Deutschen seien schuldig am Weltkriege und litten daher nur nach Verdienst. Diese Erschütterung des Schuldurteils der Welt ist eine Vorbedingung der materiellen Friedensrevision; sobald sie aber zustande gebracht ist, wird diese Revision nicht ausbleiben. Von dieser weiter ausgreifenden Frage abgesehen, ist es aber wichtig, daß die wirtschaftlich und politisch gleich besinnungslose linksradikale Richtung unter der deutschen Arbeiterschaft, die nur auf den Bolschewismus in Russland hinklickt und von dort aus geistig und materiell angetrieben wird, diesen Rückhalt verliert. Kommt es dahin, so ist das Übergewicht der gemäßigten Richtung unter den deutschen Sozialisten entschieden und die deutsche wirtschaftliche Produktion von dieser Seite her gesichert. Und nicht nur die Produktion, sondern die innere deutsche Lage überhaupt, denn der Hauptgrund für die Unsicherheit, die ihr noch anhaftet, ist die Gefahr der gewaltsamen kommunistischen Revolution, der Diktatur des Proletariats. Sie ist es, die auch den Radikalen von rechts, der „Reaktion“, die Waffe in die Hand drückt.

Dass die Entscheidung über Deutschlands Zukunft im „Osten“ liegen soll, das heißt in Osteuropa, wird innerhalb und außerhalb Deutschlands mit einer gewissen Selbstverständlichkeit geglaubt — hier gehofft, dort gefürchtet. Im einen wie im anderen Falle muß das zu erwartende Ende der Bolschewisherrschaft als entscheidend angesehen werden. J. M. Keynes, der mit seinem Buche über die ökonomischen Folgen des Friedens ohne Zweifel die wichtigste und einflußreichste Schrift geschrieben hat, die seit dem Kriege erschienen ist, sagt über das zukünftige deutsch-russische Verhältnis:

„Ich sehe keine Möglichkeit, den Verlust an Produktivität (in Russland) in irgend einem annehmbaren Zeitraum wieder gutzumachen, außer mit Hilfe deutscher Unternehmungen und deutscher Organisation. Für Engländer, Franzosen und Amerikaner ist es aus geographischen und anderen Gründen unmöglich, die Sache zu unternehmen . . . Deutschland dagegen hat die Erfahrung, den Antrieb und in weitem Umfang auch die Materialien, um dem russischen Bauern die Güter zu liefern, nach denen er während der letzten fünf Jahre gehungert hat; um das Transport- und Sammelgeschäft zu reorganisieren und zum allgemeinen Vorteil der Welt die Zufuhren wieder herzustellen, von denen wir jetzt so unglücklich abgeschnitten sind. Es liegt in unserem Interesse, den Tag zu beschleunigen, an

dem deutsche Agenten und Organisatoren imstande sind, in jedem russischen Dorf die normalen ökonomischen Antriebe wieder in Gang zu bringen.“

Dieses Urteil von Keynes ist vollkommen richtig. Nur setzt es gleichfalls voraus, daß die Bolschewisherrschaft in Russland ihr Ende erreicht — wenn schon aus keinem anderen Grunde, so aus dem, daß unter den Bolschewisten die russischen Transportmittel bis zum Ruin heruntergewirtschaftet sind und noch weiter heruntergewirtschaftet werden. Außerdem ist kein Wirtschaftsverkehr mit einem Lande möglich, dessen Regierung nur ein Ziel verfolgt: die Weltrevolution.

Die These von Keynes muß aber noch unter einer anderen Voraussetzung verstanden werden, die für jeden einleuchtend ist, der die Verhältnisse in Osteuropa kennt. Die Bolschewisten sind im Kriege mit Polen geschlagen, aber im Kriege gegen den General Wrangel, der von der Krim aus ein zarisches Russland wieder herstellen will, siegreich. Selbst in ihrer Schwächung zeigen sie sich noch stark genug, die Heere zurückzuschlagen, die im Dienst der Idee fechten, ein Gesamt-russland, so wie es früher war, vielleicht mit Ausnahme von Polen, Finnland und dem Kaukasus, unter einem gemäßigten zarischen Regime wieder ins Leben zu rufen. Das erweist, wie schwach dieser alte gesamt-russische Gedanke ist, und schon macht sich die Folge davon auf Seiten der Entente bemerkbar: die stärkere Hinneigung zur sogenannten Randstaatenpolitik, einschließlich der Ukraine. Ohne Zweifel hat der ukrainische Gedanke den stärksten Vorteil vom Niedergang des Bolschewismus, denn wenn die Ukraine von diesem befreit wird, so wird sie im Gegensatz zu dem verarmten, völlig ruinierten, entvölkerten Sowjetrussland im Besitz ihrer großen natürlichen Produktionskräfte und ihres nationalen Selbständigkeitswillens dassehn und rasch in die Höhe kommen.

Der Sturz des alten Russland und die Unwahrscheinlichkeit seiner Wiederaufrichtung bilden inmitten der gedrückten Gegenwart für Deutschland das stärkste Zukunftsaktivum. Wäre Russland bestehen geblieben, so könnten auch die West- und Südslaven wieder Anschluß an eine russische Kultur suchen, oder dazu gezwungen werden. Russland aber ist zerbrochen. Die nichtrussischen Slavenvölker, einschließlich des größten, der Ukrainer, werden jetzt dauernd ihre eigenen Wege gehen, und Großrussland

oder das heutige Sowjetrußland wird auf lange hinaus wirtschaftlich und kulturell eine Wüste sein. Das ist eine von den unabsehbaren Änderungen des allgemeinen Weltzustandes, die vom Sturz des Zarismus ausgehen, und von hier aus wird letzten Endes die deutsche Zukunft wahrscheinlich im positiven Sinn stärker beeinflußt werden, als durch den Verlust des Weltkrieges im negativen. Mag man versuchen, aus Ungarn, Böhmen und Südslavien feindlich gegen Deutschland gerichtete Staaten zu machen — sie können es nicht bleiben, aus geographischen wie aus wirtschaftlichen Gründen. Die Tatsache kann nicht bestreitigt werden, daß die Wohnsäße des deutschen Volks vom Herzen Europas bis an die natürlichen Übergangsstellen des Weltverkehrs zwischen Mitteleuropa und dem Osten reichen. Es gibt auf dem ganzen europäischen Festland keine zweite Stelle, wo ein großer Verkehr so stark bindend zusammengefaßt wird, wie im Becken von Wien. Hier schneiden sich die Linien, die aus Ungarn und aus Deutschland die Donau entlang ziehen, mit der Straße aus Böhmen, Schlesien und Polen und mit der Hauptverkehrsachse der Ostalpen von Venedig bis zum Semmering. Die Donau ist ein Arm des Schwarzen Meeres, der schon heute bis nach Deutschland hineinreicht, und nach Vollendung des Rhein-Donaukanals wird er sich durch ganz Deutschland hindurch erstrecken. In allen Donauländern kommt neben den Landessprachen für den wirtschaftlichen und geistigen Großverkehr nur die deutsche Sprache in Betracht. Dabei wird es auch bleiben, weil in Zukunft Russland und Osteuropa nicht mehr identische Begriffe sein werden, und weil aus diesem Grunde das Slaventum nicht mehr von dem russischen Riesenkörper aus beherrschend wird angesogen und

feindlich gegen das Deutschtum gestellt werden können.

Nach der Auflösung Russlands ist keines der slavischen Völker mehr stark und zahlreich genug, um sich die anderen zu unterwerfen, ihnen seine Sprache und seine Kultur aufzuzwingen. Damit ist von selbst der dauernde geistig-wirtschaftliche Einfluß Deutschlands im Osten gegeben. Das Studium der slavischen, osteuropäischen Welt ist jetzt für die Deutschen auf lange Zeit wichtiger, als die Beschäftigung mit dem Orient und mit Ostasien. Auch dorthin werden die Beziehungen wiederkommen; nicht zuletzt darum, weil sich die Völker dort heute schon davon überzeugt haben, aus wie eigennützigen Gründen die Entente ihren Einfluß über sie ausgedehnt hat und die Deutschen ausgeschlossen hält. Jede solche Politik ist nur eine Politik auf Zeit; sie kann nicht bleiben. Die west- und südslavischen Länder und Osteuropa sind für Deutschland kein überseeisches Gebiet, und alle künstlichen Maßregeln, Deutschland von dort fern zu halten, werden erstens nicht den Vorsprung zunehme machen, den das Deutsche dort als Kultur- und als Geschäftssprache hat, und zweitens die Tatsache nicht korrigieren können, daß der Slave im Ganzen sich auf die Dauer mit dem deutschen Wesen leichter auseinandersezt, als mit dem anglosächsischen oder romanischen. Ganz Osteuropa, dieser Satz von Keynes muß wiederholt werden, kann unmöglich ohne deutsche Hilfe aufgebaut werden. Niemand anderes als der Deutsche ist dieser Aufgabe gewachsen, und wenn man ihn zwangsläufig daran zu hindern versucht, so wird das Ende sein, daß man ihn darum bittet, weil die Aufgabe für die Welt im ganzen, auch für die Entente, zu lebensnotwendig ist, um unausgeführt zu bleiben.

Die kluge Else

Von Katarina Botsky

Als die kluge Else eines Tages in den Keller gegangen war, um Bier zu zapfen für ihren Mann, kam und kam sie nicht wieder. Nachdem der Mann wohl drei Stunden geduldig auf das Bier gewartet hatte, stieg er denn doch in den Keller hinab, um die Ursache von Elses langem Fortbleiben zu ergründen. Dem Biersatz den Rücken zugekehrt, saß Else auf einem Hackkloß, hatte die Schürze über das Gesicht geworfen und heulte inbrünstig. Neben ihr stand die leere Bierkanne, und über ihr im Kellergesäß stak

eine blanke Axt. Der Mann zapfte sich erst umständlich Bier, dann erst hielt er es an der Zeit, zu fragen, warum sie so weine. „Ah Gott!“ schrie sie auf. „Wenn wir erst ein Kind haben werden, und es wird groß, und wir schicken es eines Tages in den Keller nach Bier, so fällt ihm womöglich die Axt auf den Kopf und schlägt es tot.“

Ebenso klug wie diese kluge Else aus dem Märchen gleichen Namens war Madame Hannemann, die Frau eines kleinen Handschuh-

fabrikanten in einem Handelsstädtchen des Ossens. Aus der Vorberstube des netten Hannemannschen Häuschens sah man als Gegenüber den schwarzen Strom. Wenn wenigstens ein richtiges Geländer vor dem Wasser gewesen wäre. Aber nichts davon! Weitläufige Eisenstäbe, durch schlaff hängende Ketten verbunden, über die man bequem herüberspringen konnte, das war alles, was das tiefe Wasser von der Straße trennte. „Du wirst sehen,“ sagte Madame Hannemann zu ihrem Gatten, „wenn wir erst ein Kind haben werden (sie erwartete eins) und es wird groß und es hat eines Tages etwas zerschlagen und es läuft aus Angst vor Strafe auf die finstere Gasse, so rennt es „womejlich“ noch gradaus und ertrinkt.“ Hannemann sollte darum das Haus verkaufen, ehe es zu spät war.

Aber er tat es nicht. Sein Grundsatz hieß: „Immer erst abwarten.“ Selbst wo Eile not tat, wartete er noch ab. Also bekam die kluge Else ihren Mann nicht dazu, das Haus zu verkaufen, und so geschah es, daß sie immer häufiger folgende Vision sah: Dämmerung: Ein Kind, Mädchen, etwa fünf Jahre alt, bekleidet mit einem kanariengelben Kattunkleidchen, feuerroten Strümpfen, grasgrünen Zeugstiefeln, — dieses Kind über dem Ufergeländer des Stromes schwebend, dabei, in die Tiefe zu stürzen. Die kleinen Beine hielt es ein wenig gespreizt in der Todesangst vor dem dunklen Wasser.

Das Hannemannsche Kind wurde geboren, wurde Greta genannt, und als es erst laufen konnte, litt Madame Hannemann um seinetwillen Höllenqualen wegen der bedrohlichen Nähe des Wassers. Die in ewigen Angsten schwebende Mutter bot ihre ganze törichte Phantasie auf, um ihrer kleinen „Geta“, wie diese sich selber nannte, eine abgrundtiefe Scheu vor allem, was Wasser war, einzuslößen. Es socht sie wenig an, daß sie ihre Kleine dadurch um manches Vergnügen brachte. Daß die Nachbarskinder „Geta“ wegen ihrer übergroßen Wasserscheu verspotteten. Wenn sie nur das Wasser mied! Das war für die kluge Mutter die Hauptfache.

Die Uferkette vor dem Strom ließ sich auch stellenweise abhaken; unglücklicherweise gerade vor dem Hannemannschen Hause. Diese Tatsache brachte den braven Handschuhfabrikanten, der so ganz das Gegenteil von seiner Gattin war, um manche Nachtruhe. Denn: „Hannemann, steh auf!“ weckte sie ihn manchmal in finsternen Winternächten. „Was ich am Abend zu sagen

vergaß: Die Uferkette war ja abgehakt. Die mußt Du wieder anhaken gehen. Wenn morgen nun Stiemwetter ist — Geta ist so wild. Und wenn es wieder so dunkel ist wie neulich — Sie muß doch in aller Frühe zur Schule — Und wenn sie „womejlich“ gradaus läuft, so fällt sie doch ins Wasser und ertrinkt —!“ Nach stumpfem Widerstreben erhob sich dann der Handschuhfabrikant, denn er wußte, daß ihm seine kluge Else die ganze Nacht keine Ruhe lassen würde, wenn er ihr nicht den Willen tat. Brummend bekleidete er sich mit Pantoffeln und Schlaftrock, zog die buntgeringelte Nachtmütze noch etwas tiefer über die Ohren und stampfte mit einem dumpfen Fluch in die Winterkälte hinaus.

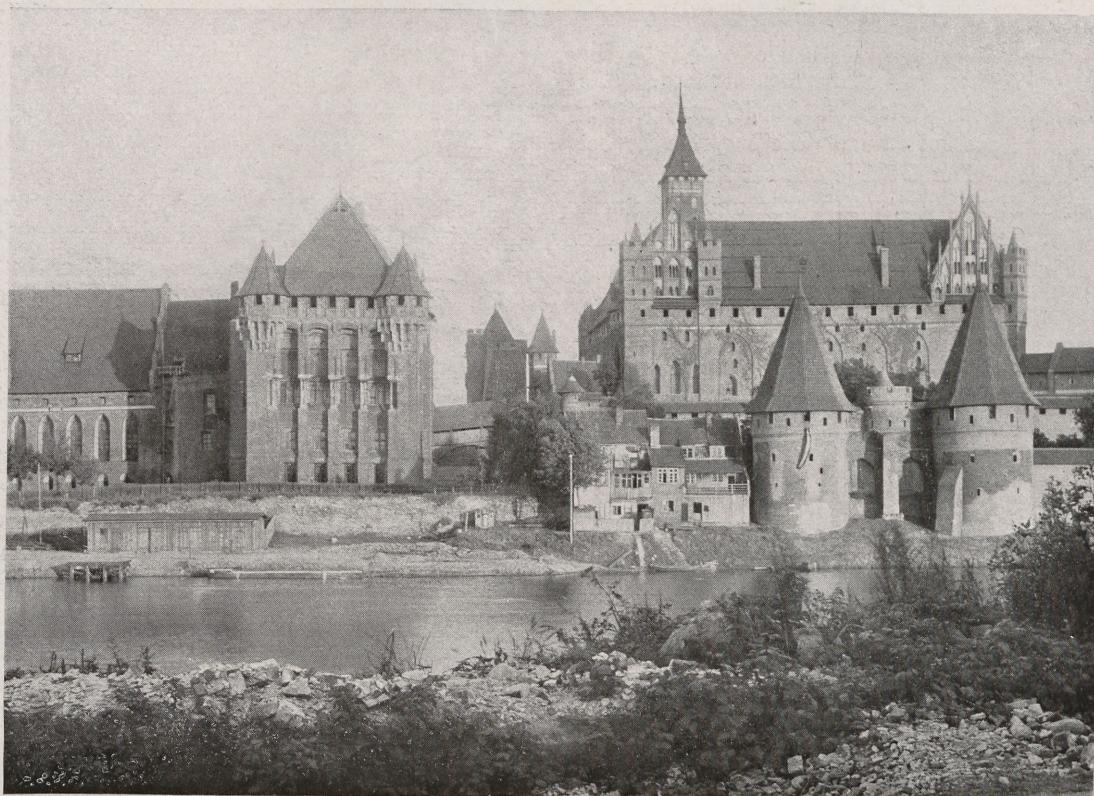
Kehrte er nicht nach wenigen Minuten zurück, was bei seinem Phlegma nur selten vorkam, obgleich er seine Frau doch kannte, so gerief die kluge Else, obgleich sie ihren Mann doch kannte, je länger, je tiefer in Angst. „Geta!“ rief sie dann. „Der Vater ist gegangen, die Kette anhaken. Er kommt gar nicht wieder. Womejlich ist ihm etwas passiert! Geta! hörst du nicht? Dem Vater muß etwas passiert sein!“

Das aus diesem Schlaf aufgescheuchte Kind verläßt fluchtartig das Bett und eilt, ganz verwirrt und nichts verstehend, in die Küche, wo es die schnarchende Magd weckt, die mit dem Ruf „Feuer! Feuer!“ aus dem Bett fährt.

„Hab' ich es nicht schon am Abend gesagt, daß es brennen wird?“ schreit die Madame in der Stube. „Aber niemand wollte es ja glauben! Es brennt! Darum kommt der Hannemann auch nicht zurück. Geta, hörst du? es brennt!“ Nicht imstande, sich auch nur die Strümpfe anzuziehen, tanzt Madame lamentierend und prophezeiend in der kalten Stube herum. Bei der endlichen Rückkehr ihres bedächtigen Mannes hatte sie immer noch nichts weiter an als die Fladrusche schief auf dem Kopf.

Und gewöhnlich war dann die Uferkette gar nicht einmal abgehakt gewesen.

Wenn nicht anders, so mußte die kluge Else selber verwirklichen, was sie fürchtete. Als sie eines Tages kanariengelben Kattun in einem Manufakturwarenladen sah, gab es einen Ruck in ihr. Mit solch gelbem Kattun war ja immer das ertrinkende Kind ihrer unvergessenen Vision bekleidet gewesen. Schon stand sie, wie von Geisterhänden geschoben, im Laden und kaufte fünf Ellen von dem Kattun für Geta zum Kleide. Und als das Kleid fertig war, heulte sie fünf Stunden lang, denn nun stand es ja fest, daß



Die Marienburg von der Nogatseite

phot. Carl Kuhnd

Geta ertrinken würde. Doch das mit Zittern und Bangen erwartete Geschehnis wollte und wollte nicht kommen.

Und es gab noch manche Quelle der Angst für die so ahnungsvolle Mutter. Wenn Geta zur Schule ging, mußte sie zum Beispiel die düstere und unsichere Schuhgasse passieren. Diese war sehr schmal und hatte ein Pflaster, das vorwiegend große Löcher aufwies. (Die Geschichte ist wohl hundert Jahre her.) Die Gasse trug ihren Namen von den vielen Schuhgewölben, die sie, eines neben dem andern, rechts wie links, einfaßten. Die Eingänge der Gewölbe waren überall einladend mit Schuhwaren aller Art behängt. Wie dicke schwarze Kränze — hier und dort von bunten Filzpantoffeln unterbrochen — hing das Schuhwerk um die Gewölbeingänge. Durch diese also schwarz bekränzte Gasse jagten im Winter die hochbeladenen Getreideschlitten aus Russland. Von einem Loch ins andere fliegend, schleuderken sie von rechts nach links. Und damals gab es noch keine Bürgersteige, besonders nicht in der engen Schuhgasse. Kurz vor sieben Uhr morgens wurde die kluge Else darum immer von folgender Zwangsvorstellung gequält: sie sah

die düstere Schuhgasse im Zwielicht, und an einem der schwarzen Gewölbekränze hing, zerdrückt wie eine kleine bunte Fliege, ihre Geta, ihr „Goldstückchen“.

Trotz aller Befürchtungen für ihr Leben wuchs Geta doch glücklich heran. Ihr erster Verehrer hieß Grünlich und war „Gehülse“ in einer „Lesebibliothek“. An Getas achtzehnem Geburtstag, einem schönen Oktoberfeste, geschah es, daß die ganze Stadt auf Stühlen stand, denn: der König kam zum Besuch. Die ganze Nacht hatte man Girlanden gewunden, und am Morgen waren alle Häuser bekränzt. Von den grauen, spitzen Giebeln wehten überall Fahnen. Fähnchen flatterten an den Gewölben der Schuh-, Brot- und Fleischgasse, an den Schiffen im Hafen. Die hübschen Treppen vor den Häusern in der Langgasse waren über und über mit bunten Lämpchen behängt, die alle am Abend erleuchtet werden sollten. Worte des Willkommens auf rosa oder hellblauem Papier, grün bekränzt, schaukelten an den langen, quer über die Straßen laufenden, eisernen Ketten, die sonst nur die Gassenläufer trugen. Schauflüstige Leute promenierten bereits durch die

Straßen. In angenehmer Erregung sah man die Barbiergehülfen in farbigen Schwalbenschwanz-Röcken zu den Kunden flattern. Alle fünf Minuten bespiegeln sie sich wohlgefällig in den Rasierbecken aus Messing, die sie bei sich trugen. Der Gehülf aus der Lesebibliothek kam, oben gelb und unten grün und mit einem bunten Herbstblumenstrauß in der Rechten, in das Hannemannsche Haus gestürzt. Der Strauß war ein Geburtstagsangebinde für Demoiselle Geta. Außerdem brachte der verliebte Jüngling noch zwei Theaterbillets, das Stück zu zehn Silbergroschen: zwei ganz hervorragende Plätze zu der Festvorstellung am Abend im Stadttheater. Demoiselle Geta ließ in übergroßer Vorfreude gleich die Bratenschüssel fallen, aus deren Scherben indessen die kluge Else, ihre Mutter, nichts Gutes für den Abend prophezeite.

Aber Geta frohzte den Prophezeiungen und machte sich am Abend, selig, zum Theater auf, begleitet von ihrem Verehrer. Alle Lampen und Lämpchen brannten schon. Die ganze Stadt hatte illuminiert. Es war einfach sehnhaft. Auf dem flachen Dach der kleinen Börse, die auf Pfählen erbaut über dem Wasser stand, brannten und qualmten an allen vier Ecken mächtige Pechfackeln. Die Reflexe der Flammen flirrten feurig über das Wasser. Stramm wie Soldaten standen sechs brennende weiße Kerzen hinter jedem der vielscheibigen schmalen Fenster der alten Giebelhäuser. Wie mit Lichterketten bekränzt stiegen die Häuser aus der Dunkelheit heraus, hügelauf, hügelab, die bergige Stadt und rund um den großen, sumpfigen Schloßteich. Über den Teich sollte der König ins Theater fahren. Die Menge staute sich schon auf der engen, hölzernen Brücke, die so wacklig war und so morsch.

Geta und ihr Verehrer eilten zu dem schmalen Gäßchen, in dem sich der alte Musenstall befand. Die zwei Fensterchen der Theaterkonditorei sowie die drei Bodenluken über dem Theatereingang und alle sonstigen Fenster des Gebäudes hatten ihre flackernden Kerzen. Halb Tempel, halb Scheune trug das kleine Theater eine armdicke Tannengirlande in schönen Schwüngungen um die altersgraue Stirn. Der Gehülf aus der Lesebibliothek raffte seine Fassung zusammen und übersetzte die lateinische, goldene Inschrift über dem Eingang. Demoiselle Geta erfuhr, daß „die Musen den Wechsel lieben“. „Man sagt,“ fuhr der Gehülf mit einem geistreichen Dummjungenlächeln fort, „man sagt, diese Musen seien: Madame Kronfeld von der

Oper und Madame Bethge und Demoiselle Hübsch vom Schauspiel.“

Demoiselle Geta blickte etwas dumm aus ihrer rosenroten Schute heraus, denn sie verstand das nicht. Mit ihren vielen kurzen Röcken wippend, steuerte sie eilig gradaus.

Ein gewisses Brausen in der Luft zeigte an, daß der König wohl schon unterwegs war. Die beiden jungen Leutchen liefen noch rasch an den Teich. Beängstigend staunten sich die Zuschauer auf der engen, alten Brücke. Die Gondel des Königs schwamm, von Fackellicht erleuchtet, heran. Ihr folgten viele andere. Der ganze Teich bedeckte sich mit bunten illuminierten Booten. Raketen schoßten durch die Luft, Leuchtkugeln stiegen auf; Musik kam über das Wasser gelaufen. Unter lautem Hurra der Zuschauer fuhr die Gondel des Königs unter der Brücke durch. Die Menge oben drängte vom rechten zum linken Brückengeländer, um dem königlichen Fahrzeug mit den Augen folgen zu können. Und da erscholl plötzlich ein furchtbares Krachen. Über das zerbrochene Geländer hieweg sah man die Menschen haufenweise in das tiefe, sumpfige Wasser stürzen. Das Schreckensgeschrei gellte über die halbe Stadt.

Die kleine Geta lief vor Entsetzen von dannen. Ihr Verehrer folgte ihrer hüpfenden Krinoline in großen Sprüngen wie ein freuer Hund. Vor der Theaterkonditorei bekam er sie am Arm zu packen und schob sie, ihr nachfolgend, durch die kleine Glastür hinein. In gelber Verstörtheit tauchte das Gesicht des leberkranken Konditors in der zuckersüßen Atmosphäre zwischen seinen hohen Baumkuchen auf, im Schmuck einer weißen Mütze, die fast an die verräucherete, niedrige Decke stieß. Jung Grünlich bestellte mit fliegender Zunge Baiser. Denn: Baiser konnte man nach seinem Dafürhalten immer essen. Vielleicht sogar noch auf dem Sterbebett. Erschreckt flackerten die Kerzen um die zwei Kuchenfeller an jedem der beiden Fensterchen der Konditorei, soviel Menschen stürmten plötzlich herein. Einzelheiten über das Brückenunglück wurden erzählt. „Und es sollte nicht geschrien werden,“ sagte jemand, „solange der König noch auf dem Wasser war. Dafür trug dann die Polizei in erster Linie Sorge. Wie finden Sie das?“

„Ich sympathisiere hierin mit der Polizei,“ entgegnete ein düsterer Mensch in Schwarz. „Denn entweder ist uns des Königs Person heilig oder — wir treiben Schindluder mit ihr. Es gibt nur diese beiden Spielarten der Behandlung bei uns Menschen.“

Die Schreie an der Unglücksstätte stiegen immer noch wie Raketen auf. Die Flämmchen der Lichterketten hinter den Fenstern der Giebelhäuser bergauf, bergab, schienen in einem geisterhaften Luftzug des Entsezens zu zittern. Die Gassenlaternen beleuchteten auch soviel verzerrte Gesichter, soviel Ertrunkene, die man im Arm nach Hause schleppte.

Das Gerücht von dem Brückungenglück drang rascher in die „Wassergasse“, als Geta und ihr Verehrer dorthin zurückkehrten. Die Hannemannsche Magd, die auch dabei gewesen, war einfältig genug, die böse Neuigkeit brühwarm der Madame zu hinterbringen. Auch erzählte sie, daß sie Geta und ihren Begleiter in der Nähe der Brücke gesehen habe. „Wenn sie man nicht auch oben waren, als das Unglück losging,“ stöhnte sie. „Ich sah doch so einen ähnlichen Hut, wo so geschrieen wurde — —“ sie verstummte seufzend.

Madame Hannemann lag schon mit Kopfschmerzen zu Bett. „Was habe ich gesagt?!” schrie sie, bei dem Bericht der Magd wie eine Löwin emporschnellend. „Habe ich nicht immer gesagt: Geta wird eines Tages ertrinken?!” (Daran eben hatte die einfältige Magd auch

gedacht.) Das Ereignis, vor dem sie, Getas Mutter, Jahre um Jahre gebebt hatte — es war da! Wie eine beinahe wohltuende Entspannung ging es im ersten Augenblick durch ihr verdrehtes Innere. Vor ihrem inneren Blick tauchte wieder ihre alte Vision von dem ertrinkenden kleinen Mädchen im gelben Kleide auf. In endloser Reihenfolge sah sie es in Todesnot über dem zerbrechenden Geländer des finstern Schloßteichs schwelen. Und es war Geta, ihre Tochter.

In einer solchen Aufmachung hatte ihr Mann sie noch nie gesehen, wie sie jetzt zu ihm in den Laden stürzte. „Geta ist ertrunken!“ kreischte sie und stürzte auf die Gasse. Die Uferkette vor dem Hannemannschen Hause war abgehakt. In ihrer Verwirrung lief die kluge Else geradeaus in den Strom.

Der bedächtige Handschuhfabrikant hatte sich doch noch erst ein Halstuch umbinden müssen, ehe er ihr nacheilte. So kam er nur noch zu Maß, sie in ihrer gelben Bettdecke über dem finstern Fluß fliegen zu sehen, die Beine ein wenig gespreizt in der Todesangst vor dem dunklen Wasser.

Tragik

Von Ernst Hammer.

Unerhörtes haben wir erlebt. Aus der Safttheit eines scheinbar gesicherten Daseins rief uns der Schuß von Serajewo mörderisch empor, und bald läuteten die Glocken aller Kirchtürme das große Sterben ein. Jahrelang sind wir durch Blut und Schmutz gewandelt, und eine lebendige Mauer aus Fleisch und Knochen und pochenden Herzen umschlang schüchtern unser geliebtes Vaterland. Millionen hungerten, Millionen starben, und nach Heldenaten, wie sie die Welt nie gesehen hat, brach der stolze Bau unsres Reiches zusammen. Nun sind wir daheim. Der grollende Donner des abziehenden Gewitters erschüttert noch den Boden Europas, und ein ständiges Wetterleuchten schrekt uns vor kommenden Dingen.

Aber wir haben doch Augenblicke der Beinnung. Wir können wieder die Hand über unsre Augen legen und all den Bildern nachträumen, die in greller Buntheit phantastischer Wirklichkeit an uns vorübergegangen sind. War das alles ein törichtes Spiel sinnloser Kräfte, oder ist uns in diesen Jahren der Schleier vom Haupte der Gottheit genommen?

Das Eine ist gewiß. Wir sind bis auf den Grund unsrer Seele erschüttert, und diese Erschütterung schreit nach Ausdruck. Wir wollen klagen. Wir wollen klagen über den Tod der Besten unsrer Männer, wir wollen klagen über die Knechtung unsres Volkes, wir wollen klagen über Hunger und Not und Zwietracht im eigenen Hause, wir wollen klagen über die Wunden unsres geliebten Vaterlandes und über den Haß der Völker. Aber diese Klagen sollen kein leeres Stöhnen sein, wir wollen ihnen die Glut unsres Herzens geben und die Form unsrer Seele. Als Lied, als Trauergesang, als Tragödie wollen wir sie hinaus singen in die stürmische Welt.

Da erhebt sich denn sofort die entscheidende Frage: Ist das Leid in der Welt Zufall oder ist es im organischen Lauf des Geschehens verankert? Die Antwort auf diese Frage kann uns kein logisches Gedankensystem geben, die Antwort ist Ausfluß des eigenen Lebens gefühls. Sind wir noch lebensfähig, wollen wir noch dieses Leben ergreifen mit allen Schmerzen und Wunden, es bejahend? Ich glaube, der Krieg und was ihm folgte, bestätigt es, wir sind noch

lebenskräftig, wir wollen nicht in müder Ergebung die Wellen des Geschehens über uns fluten lassen wie vormals das alternde römische Kaiserreich, sondern wir wollen mit Strom sein und mit in der Zeit rauschen in der Symphonie der handelnden Völker, allen weithin vernehmbar. Wenn dem aber so ist, so kann nach allem, was wir erlebt haben, unsre Weltauffassung nur eine tragische sein. Und unsre Klage soll diese Tragik unsres Lebens ausströmen in den Hymnus unsres Gottesdienstes.

Unsre tragische Kunst, denn um sie handelt es sich, kann nicht mehr ihre Aufgabe darin sehen, einen einzelnen Charakter aus der Fülle des Lebens herauszugreifen und bis in seine verborgenen Falten seines Herzens, losgelöst vom Ganzen, zu zerfasern, wir standen in diesen Jahren nicht für uns, sondern in der Gemeinschaft, in einem Riesenstrom, der sich um das Einzelwesen nicht kümmerte. Das Wort „Schicksal“ in seiner furchtbarsten Wucht ruhte drohend über unsren Häuptern. Diese Weltkräfte bauen mit an der kleinen Hütte, die ich mir für mein geringes Ich an die Lebensstrafe zu sehen ge- denke. Diese Schicksalsmächte muß uns wieder die Kunst aufweisen, wir wollen sie erfühlen, wir wollen, erschüttert, sie anbeten als die Gewitter, die über unsre Heimstätte gehen und die zündenden Blitze nähren, die unsre Häuser donnernd zertrümmern. Der Ruf nach der Tragödie großen Stils, der geschichtlich-philosophischen oder religiös-philosophischen, soll wieder erhoben sein.

Schreit nicht ein ganzes Siebzig-Millionenvolk nach dem einen Mann, der es wieder aus den Irrwegen der Gegenwart in das Land der Verheilzung führen soll? Und das Schicksal verweigert ihn uns! Und war nicht ein einzelner Mann, der das Geschick eines der größten Völker der Erde auf seiner Seele trug, nicht gemacht, in der Stunde der empörten Gewalten ihm Retter zu sein und Führer? Hier sind die Beziehungen zwischen der Gemeinschaft und dem Einzelnen, und dahinter die verborgenen Hände der dunklen, schaffenden, unerforschlichen Gottheit. Wir wollen klagen gehen, aber dieses Klagelied gebe uns Trost der Erkenntnis. Noch haben wir unsre Toten nicht vergessen, und unsre Kleider sind noch wie besudelt mit Blut. Aber ahnen wir nicht, daß es in der Welt nur einen Preis gibt, das Blut, daß alle Blüten der menschlichen Kultur sich nur über dem Acker erheben können, der durch Menschenherzen gedüngt ist, die sich selber opferten? Ist der Berg-

mann, der in die Nacht der Erdtiefen steigt, nicht gewillt oder gehalten, ein Opfer zu werden der Gemeinschaft? Und trägt nicht das einfachste Gerät unsres Lebens diesen Ernst des Opfermutes auf sich, der bei Kohle und Eisen Menschenleben gewagt hat? Und setzt nicht die Mutter ihr Leben aufs Spiel, wenn sie den Bestand der Menschheit weiterführt in ihrem Kinde? Und ob nicht die Tat Luthers, kühn und gewaltig und schicksalschaffend, ihren „Lohn“ empfing in dem Blutbad des Dreißigjährigen Krieges, da alle Größe die Strafe ihrer Einseitigkeit in sich trägt? Und ob Deutschland, das den sozialen Gedanken zuerst gedacht und befaßt hat, nicht dafür „bühnen“ muß in der Not dieser Tage? Es ist das Mysterium des stellvertretenden Leidens, was wir hier schauernd erfühlen, des Einzelnen und ganzer Völker, daß die „Tat“ ihren Lohn findet im Schmerz. Denn hoch über unserm Leben steht als Wahrzeichen unsres Tuns das Kreuz. Lasset uns klagen geh'n, liebe Brüder! Lasset uns einen Gesang singen, der unsre Schmerzen an die Himmelfesten trägt, wo eine ewige Hand sie an die Speichen des Weltrades anknüpft mit chernen Ketten! Denn „erst der große Schmerz ist der letzte Befreier des Geistes“.

Doch nun hören wir den gellenden Ruf Oswald Spenglers: Untergang des Abendlandes! Wie mit eifigem Grabeshauk umwittert es uns. Und einen Augenblick müssen wir auf unserm Lebenswege stehen bleiben und mit verhaltenem Atem der Wahrheit dieses Wortes nachsinnen. Aber auch hier kann der Einzelne nur die Antwort geben aus seinem eigenen Lebens g e f ü h l. Mich hat der Krieg in seiner unbarmherzigen Größe aus den Zufälligkeiten der Stunde dahingejagt über Schlachtfeld und Sehnsucht und Zusammenbruch und tief verwundete Liebe zu meinem unglücklichen Vaterlande und geführt in die leuchtende Schönheit der Ideen, die die verborgenen Träger sind von Himmel und Erde. Er hat die Welt für mich vergeistigt. Er gab mir den Blick der Tragik und das Wort und die Melodie für die Veredelung des Schmerzes. Für mich ist das Wort Spenglers nicht wahr. Mehr weiß ich darüber nicht zu sagen.

Er spricht von einer apollinischen Seele des klassischen Altertums und einer faustischen Seele, die unsre Kultur als nährender Acker speist. Diese Seelen, die sich einmalig in bestimmten Kulturen äußern, wachsen in ihrer äußern Erscheinung, blühen und vergehen. Die faustische Seele ist am Verblühen. Sie stirbt. Der Auf- fassung des apollinischen Menschen vom Welt-



Nicolaustor im Vorschloß der Marienburg

phot. Carl Kuhnd

geschehen entspricht das „Situationsdrama“ der Alten, das „Schicksal“ des Ödipus, des faustischen Menschen unsre Charaktertragödie. Doch auch diese „Seelen“ haben ihr Schicksal, das sogar von vornherein feststeht, wie Spengler lehrt. Wenn wir dann wirklich am Ende unsrer Kulturkräfte ständen, sollte es uns dann durchaus nicht mehr gegeben sein, dieses „Schicksal“ im Klage-lied erschüttert austönen zu lassen? Doch mag die Theorie aus ihrem scharfen Denken heraus sprechen, was sie will. Liebe Freunde, wir wollen bei dem bleiben, was uns treibt, bei dem Ge-fühl, zu wachsen und für die Zukunft zu schaffen. Und da lehrt uns unsre Erfahrung, unser Bedürfnis und unser Trieb, der „Spiel-trieb“ des künstlerisch-philosophischen Menschen, daß das große dramatische symbolische „Spiel“ wieder kommen muß, daß es neuer Formen bedarf, um den Inhalt unsrer Seele, der aus schmerzendsten Erfahrungen geschöpft ist, zu fassen, daß das kommende tragische Lied Schicksal und Charakter miteinander vereinigen muß.

Schon vor hundert Jahren hat das Schicksal so gewaltig in unser Volk gegriffen. Aber damals hatte die deutsche Kunst noch andre Auf-

gaben, wir gingen erst daran, die Charakter-tragödie nach dem Vorbild des großen Briten für uns zu schaffen oder, wo schon geschaffen, zu unserm Lebensinhalt zu machen. Doch auch damals schon beschäftigte der Begriff „Schicksal“ unsre großen Dramatiker. Aber die Auffassung Schillers vom Schicksal in der „Braut von Messina“ war äußerlich, und ebenfalls all das, was wir für die folgende Zeit mit dem Titel „Schicksalstragödie“ wegwerfend bezeichnen. Kleist hat während seines ganzen Lebens mit diesem Begriff „Schicksal“ gerungen. Er hat den „Robert Guiskard“ nicht schaffen können. Aber wir fühlen, er war auf dem richtigen Wege. Ein ganzer Mann, ein Held, ein Charakter im Kampf mit der Pest! Diese Problemstellung, wie packt sie uns! Wir sind ihr näher gekommen, wir sahen ähnliche Schicksalsschläge.

Tätige Menschen, die wir Nordländer nun einmal sind, würde uns der bloße Schicksals-gedanke allerdings nicht befriedigen können. Auch hier zwingt uns unsre Natur, uns durchzuringen zu dem Gefühl der Handelnden. Wir wollen den Menschen als Helden sehen, als Helden, den zwar das Schicksal zertritt, der aber

leßten Endes doch triumphiert dadurch, daß er das Bewußtsein hat, nicht umsonst zu leiden.

Das deutsche Volk hat leiden müssen, was selten Völkern zu leiden bestimmt war. Aber aus dem Materialismus vergangener Tage und grausiger Gegenwart führt uns die furchtbare Schicksalshand Leid in das Gebiet der Vergeistigung. Und wieder werden es Einzelne sein, die dem Ruf des Schicksals ihre eigne Brust zum Echo öffnen und dem Geiste des Weltgeschehens Sprache verleihen mit ihren eigenen stammelnden Worten.

Mich hat der Krieg diesen innerlichen Weg geführt und mir sichtbar seine Spur zurückgelassen in dramatischen Arbeiten. Mein „König von Vineta“ gibt die erstmalige Erkenntnis vom Schicksalwalten im Geschehen der Welt in einer symbolischen Welt, nämlich dem sagenhaften Vineta. Das Schicksal ist hier das Naturgesetz der Entartung, bei gegebenen Voraussetzungen wirksam, nämlich denen des Wohlstandes und des ewigen Friedens. Ein Mann sucht sich gegen dieses Schicksal aufzubauen, eben der König von Vineta. Aber er ist selbst in ihm besangen, es benutzt ihn als Werkzeug und reißt ihn mit in die Vernichtung. Die Verzweiflung ist die Mutter dieser Arbeit und ihrer Empfindungen gewesen.

„König Saul“ hat mir, fünf Jahre später, erst die Erkenntnis von den lebensschaffenden Kräften des Kampfes gebracht, als dessen gewaltigste Erscheinung der Krieg dasteht. Der Krieg ist erlebt als das große stellvertretende Opfer, als „Das Abendmahl“, das der Erlösung, der Entwicklung der Welt gesetzt ist. Der Held innerhalb dieser symbolischen Welt, König Saul, bricht unter der Last des Geschehens und Erlebens zusammen, aber die Idee leuchtet triumphierend,

versöhnend als Stern der Verheilung über seinem seelischen und leiblichen Tode auf, das tiefe Mysterium des stellvertretenden Leidens.

Ich hoffe, daß ich der Zukunft eine dritte Arbeit werde abringen können: den Helden, der mit Bewußtsein und aus eigenem Entschluß Opfer wird für andere, für die Zukunft der Menschheit.

Die Schauer religiös-philosophischen Empfindens bei Betrachtung unsres eig'n' Lebensweges überzittern uns. Wir beugen unser Haupt in die Nebel der werdenden Welten und zünden, von unsrer Sorgfalt umhütet, in unserm Herzen das schwache Kerzenlicht an, das uns in der Nacht der tiefen Dunkelheiten Schein der erwärmenden und erlösenden Hoffnungen geben soll.

„Du holde Kunst, in wieviel grauen Stunden, wo mich des Lebens wilder Kreis umstrickt, hast du mein Herz zu warmer Lieb' entzünden, hast mich in eine bez're Welt entrückt.“

„Oft hat ein Seuzer, deiner Harf' entfslossen, ein süßer heiliger Akkord von dir den Himmel bez'r' Zeiten mir erschlossen, du holde Kunst, ich danke dir dafür.“

Die warmen Töne aus dem Herzen Franz Schuberts umschmeicheln unser Ohr bei diesen Versen. Du holde Kunst, sei wieder unsres Lebens Feiertagsfreunde, Klang in geweihten Stunden, wann wir an geschmückter Stätte unsrer Andacht ein Spiel erheben, das unserm Lebensgefühl zum Hymnus wird. Wir, das deutsche Volk, sind die Leidenden, die Tiefverwundeten. Aber wir werden der Welt aus unsren Schmerzen den Stern von Bethlehem aufsteigen lassen, bei dessen himmlischem Licht die Worte der ewigen Qual sieghaft aus der Menschenbrust sich befreien: Es ist vollbracht!

Weltshuld

Von Johannes Schlaß, Weimar

Drüben und vor allem hüben wurde die letzten Jahre über die Frage nach der Schuld am Weltkriege erörtert (wie wir Deutschen schon sind, zeigten wir uns sofort allzu geneigt, unsere ganz besondere weniger für uns selbst einzusehen als den Anderen zuzugeben —): Aber wahrhaftig sollten die gegenwärtigen Weltverhältnisse, Schalten und Walten, Wandel und Handel (besonders auch der letztere) nur zu nahe legen, nach einer viel wichtigeren, tieferen, allgemeinsten Schuld zu fragen; so wenig die Erörterung der

Weltkriegschuld gerade eine ganz müßige sein mag: wir wollen ihre Beantwortung dem Griffel der Geschichte und späteren Jahrzehnten oder Jahrhunderten überlassen und dürfen es vorderhand in Gottes namen.

Also aber allgemeine Mensch- und Weltshuld. Das röhrt an die religiöse Frage. Und gibt es heute eine wichtigere, bänglich dringendere und drängendere? Aber auch hier fängt es heute an (Doppelwesen des Deutschen!), sich im innersten Herzen gerade deutscher Rasse zu

regen. Und das ist ein gutes Anzeichen; hier will das Bewußtsein unsrer besten Kraft, unsrer Weltbestimmung, unsrer (so notwendigen!) sittlichen Erneuerung erwachen. Das beste, das einzig notwendige Anzeichen.

Ein mehr mittelbares für diesen sich regenden Auftrieb war die erfreulich allgemeine Abweisung, welche Spenglers viel zu geistreiches und viel zu wenig geistberatenes Buch über den Untergang des Abendlandes erfuhr. Hier mag auf eins von den schon unmittelbareren hingewiesen werden, eine andere Schrift, die, obwohl ein philosophisches Werk auch von höchst gediegenem wissenschaftlichem Wert, dennoch zugleich für ein lebendigeres, und lebendig eindringlicher wirkendes Bekennnis angesehen werden darf. Zwar, gleich zum voraus, wir müssen fürs erste noch fürs lieb nehmen, es ist nicht das religiöse Feuer eines Fichte, das hier die Nation entflammt: aber es ist ein Buch, das wahrhaft Gutes ins Volk hinein wirken und Verzagtheiten und innersten Unberatenheiten, die gerade aus dem schädlichen Geiste unserer letzten Überkultur kommen, wie das Spenglersche, in den Kreisen unserer Gebildeten die Spitze abbrechen und ihnen den Weg einer guten, wieder verlässlichen, vor allem religiösen und religiös bestimmten Positivität weisen kann!

Ich habe Professor Dr. Wilhelm Müller-Walbaums im Verlage von Wilh. Braumüller (Wien und Leipzig, 1920) erschienenes Werk „Die Welt als Schuld und Gleichnis. Gedanken zu einem System universeller Entsprechungen“ im Auge.

Der Leser fürchte sich nicht, wenn er einen dicken Band von 700 Seiten in die Hand bekommt, und er lasse sich nicht zurückstrecken, wenn er nicht nur einem sehr beschlagenen äußeren, sondern auch inneren, triebgemäßen Anschluß an unsere frühere deutsche Idealphilosophie der Kant, Fichte, Schelling, Hegel (aber auch an die neuere Idealphilosophie) begegnet. Das Buch ist durchaus nicht schwerverständlich, sondern sehr anziehend, klar und auch dem reiferen Durchschnittsgebildeten zugänglich geschrieben, und es bedeutet seinem Inhalte nach keinen Rückblick oder bloße Wiederholung. Sein heute nur zu wichtiges Verdienst besteht vielmehr darin, daß es nach all den monistischen und sonstigen philosophierenden Versuchen unsrer exakten Naturwissenschaftler, die wir im Laufe der letzten Jahrzehnte erlebt und die das deutsche Volk seinem besten Durchschnitt nach nicht befriedigt haben, mit gut beratenem Trieb den

im Grunde unvermeidlichen Weg wieder aufnimmt, der von der Erkenntniskritik Kants und der früheren Idealphilosophie herkommt, ihn zugleich aber weiterzuführen sucht zu einer unsrer heutigen Bedürfnissen entsprechenden Idealität.

Um gleich den Kern herauszuschälen: Wenn es nachgerade mehr als je darauf ankommt, die Bedeutung des Mikrokosmos dem Makrokosmos gegenüber, mehr: die Identität von Makro- und Mikrokosmos, zu ermitteln, und wenn die frühere Idealphilosophie diese Aufgabe doch noch nicht so ganz abgeschlossen hat, so ist Müller-Walbaum ihre ungeheuere Wichtigkeit wieder aufgegangen, und er hat zum mindesten den neuen Versuch zu einer Lösung unternommen. Das erkannt und versucht zu haben, heißt geradezu, die besondere Aufgabe erkannt und versucht haben, welche der Philosophie und dem Erkenntnisstreben heute noch übrig bleibt, und die zu einer wahren Vollendung unsrer Geistes- kultur, ja unsres gesellschaftlichen und alltäglichen Lebens unerlässlich ist.

Müller-Walbaum hebt ausdrücklich hervor, daß es ihm „auf die Zurückführung aller Probleme auf die ethische Sphäre“ ankommt, und ganz besonders, in diesem Zusammenhange, auf den Begriff des Mikrokosmos, „in dem der Möglichkeit nach alle Dinge liegen und in dessen Bewußtsein alle Dinge erst Gestalt und Gehalt gewinnen“.

Im übrigen ist ihm, dem mechanistischen Monismus gegenüber, den er, soweit das heute überhaupt noch nötig sein sollte, mit aller Entschiedenheit abweist, alle Wirklichkeit eine Stufenfolge von einzelnen Sphären, „die wohl qualitativ getrennt, aber doch eine Analogie zueinander aufweisen, eine „Entsprechung“ bis in alle Einzelheiten ihrer Struktur“. (Das wird in etwas auch an die „Ebenen“-Lehre der Mystiker und der Theosophen erinnern.) Es werden aber die Gesetze ins Auge gefaßt, welche die „Sphären“ miteinander verbinden, „insbesondere das Gesetz der Analogie oder des Parallelismus, das die Kategorien der Stufen aufeinander abgebildet, wie die Punkte paralleler Ebenen (die keinen Punkt gemeinsam haben) durch die Zentralprojektion aufeinander bezogen sind“.

Vor allem wichtig ist aber, und wir röhren damit an die bedeutungsvollste und fruchtbarste Seite des Buches, die Weise, wie diese „Projektion“ aufgefaßt wird. Es heißt: „Das Sphären- system gruppiert sich nicht nur um den Menschen

als dessen Mittelpunkt, sondern der Mensch ist zugleich die gesamte Totalität der Sphären, das Form gebende Prinzip, ohne das alle Dinge ins Nichts zerfallen würden.“

Der Mensch also wieder, und entschiedener und mit bewußterer Erkenntnis als vorher, als das „Maß der Dinge“ erfaßt; oder: die Tatsache des Mikrokosmos, die Einheit von Mikro- und Makrokosmos in fruchtbarer, befreiender Weise erkannt. Wohin uns ja Kant und der neue Psychologismus mit aller Notwendigkeit führen mußten, und was die wahre, heute zu ihrer Herrschaft gelangte Auffassung vom primären (unableitbaren) Bewußtsein einschließen mußte.

Diese Bedeutung wird denn von Müller-Walbaum auch wieder mit aller Klarheit ausgesprochen, wenn er sagt: „Die Betrachtung des Menschen, speziell die Untersuchung der Sphäre des Bewußtseins und der objektiven Grundlagen des Geistes führt dann zu den Ideen des absoluten Bewußtseins und der absoluten Persönlichkeit.“

Hier empfängt der heutige Nihilismus und die von der früheren, mechanistisch-materialistischen Wissenschaft so unheilvoll zerrüttend großgezüchtete Mizachtung der lebendigen Persönlichkeit ihren Todesstreich. Das einheitliche, absolute, unmittelbare Weltbewußtsein sich polar verknüpfend in der lebendigen Persönlichkeit und im Menschen, mit all seinen Inhalten, und in solchem Sinn der Mensch der Allinbegriff, die polare Zusammenfassung der „Sphären“ und „Entsprechungen“, zentrale Konzentration des Weltbewußtseins.

Nochmals: Diese Auffassung, diese Erkenntnis, trifft hart an jene zu erwartende Lösung des Weltproblems heran, die eines Tages nicht nur die Wissenschaft über die bloße Hypothese hinweg zur Tatsache führen, sondern auch aller Geistes-Kultur zu ihrem endgültigen Ausbau verhelfen wird. Nichts geringeres als das aber bedürfen wir heutigen, die wir nun schon mal seit einem Jahrhundert entschiedener, unwillkürlicher und unausweichlicher als je wissenschaftliche Menschen sind, gerade auch zur Behebung unserer furchtbaren religiösen (und sittlichen) Nöte!

Aber hier röhren wir nun zugleich an die Grenze von Müller-Walbaums sehr bedeutendem Buch!

Deutlicher spricht sie sich mit seiner Stellungnahme zu der evolutionistisch-historischen Methode aus. Es heißt mit Bezug darauf: „Im übrigen fällt das Urteil über die evolutionistisch-historische Methode, die noch immer selbst in philosophischen

Untersuchungen vorherrschend ist, nicht besonders günstig aus“; da sie „den Vorwurf schwersten Widerspruches und arger Selbsttäuschung in sich schließt, ganz zu schweigen von exakt-wissenschaftlichen Einwänden wesentlicher Art“.

Wenn das gegen die biologische Entwicklungstatsache geht, deren frühere Richtung heute zwar durch O. Hartwig u. a. in bedeutender Weise, vor allem bezüglich des biogenetischen Hauptgesetzes der bisherigen materialistischen Biologie, abgeändert worden ist, und mit Recht: so muß das abgelehnt werden, und hinderte es Müller-Walbaum im übrigen, auf seinem eignen Wege (die vom Menschen polar zusammengefaßten „Sphären“) zum Ziele zu gelangen. Es läge nämlich durchaus schon in der Richtung gerade seiner Erkenntnis, alle Entfaltung, vom anorganischen Urangfang bis zum Menschen, als eine durch Stufen („Sphären“) sich hindurchbewegende und diese als solche qualitativ abgeschlossene und besondere (doch „entsprechende“) hinter sich lassende, sie doch zugleich polar in sich zusammenfassende und sie einbeschließende Entfaltung des Menschen, bezw. der höhenbewußtheitlichen Persönlichkeit zu begreifen. So würde sich die biologische Entwicklungstatsache mit Müller-Walbaums so fruchtbarer Auffassung durchaus vereinigen. Das letzte, worauf es ankommt, wäre dann aber zu erreichen durch das ganz von selbst sich darbietende (jedoch übersehene!) Elite-Gesetz. Das uns die letzte Aufklärung des Welt- und Lebensprozesses nunmehr dahin geben würde, daß erstlich das Weltbewußtsein nicht nur im Bewußtsein der Menschheit, bezw. aller Menschen, zentralisiert ist, sondern zweitens das Menschheitsbewußtsein, seiner Gesamtheit nach genommen, wieder zentralisiert ist und sich abstuft in einer besonderen (kleinsten) Elite und nach dem Gesetz derselben. So daß denn diese besondere (kleinste) Elite (im letzten Betracht aber ein einziges Eliteindividuum; denn auch die letzte und kleinste Elite muß sich in sich ja wieder nach dem gleichen Gesetz abstuften und zentralisieren, und das führt schließlich zu einem einzigen Individuum) alle nur denkbaren und vorhandenen „Sphären“ (Daseinsstufen) einheitlicher absoluter Entfaltung polar auswirken würde vom Urangfang an bis zum Menschen hin und das höhenbewußtheitliche Wesen Mensch!

Damit erst wären wir zur so ungeheuer wichtigen und notwendigen Lösung des Mikrokosmos-Problems gelangt und zur letzten lebendigen Identität von Makro- und Mikrokosmos. — Ich habe die Grenze von Müller-Walbaums

Philosophie bezeichnet und die Stelle, wo sie erst noch über sich selbst hinaus zu ihrer Ergänzung und Vollendung hin will. Ich weiß nun nicht, inwieweit dann auch seine Auffassung von der Weltschuld und der Erbsünde wenn keine Aufhebung, so doch zum mindesten eine nicht unwesentliche Abänderung erfahren müßte. Er selbst legt dieser ethischen (religiösen) Ausdeutung seiner Anschauungen von den sphärischen „Entsprechungen“ und dem absoluten Bewußtsein (unter einem gewissen Anschluß an Weininger) eine ganz besondere Wichtigkeit bei und bringt sie mit dem Begriff der Erlösung und den Grundkategorien des Christentums in (notwendigen) Zusammenhang. Das ist ihm selbst der Kern seines Buches und das den ganzen Kosmos erklärende Grundprinzip.

Ich kann hier nicht näher darauf eingehen: was sich aber etwa auch dagegen sagen ließe (es bedarf keines Wortes, daß es damit in einer sehr wichtigen Hinsicht seine Richtigkeit hat, es käme nur noch auf gewisse historische und biologische Begriffe und Gegebenheiten an, die von Müller-Walbaum leider aber übersehen oder mit Absicht beiseite geschoben wurden): um es trivial auszudrücken: Schaden kann es gewiß nicht, und gerade heute, wenn wieder

einmal gerade diese Auffassung in den Vordergrund gerückt wird; sie kann nur heilsam wirken! Und überhaupt kann, um abzuschließen, von dem ganzen, sehr wertvollen und beachtenswerten Buche, (dessen zweite, besonders anziehend geschriebene, wenn vielleicht auch in etwas zu breit ausgeführte Hälfte dem Leser eine Fülle lebendiger Anregungen bieten wird) ausgesprochen werden: Es führt uns mit besonderer Eindrücklichkeit zu unseren sittlichen und religiösen Innenkräften, und damit zum lebendigen, wirkenden, ausströmenden Geist und zu Gott, und macht uns ihrer zu einem guten Teil wieder gewisser, als es die letzte deutsche Philosophie und die allzu einseitig auf das Mystisch-Beschauliche gerichteten Bestrebungen der Zeit es getan haben. Es ist ein Buch, das in dieser fürchterlichen Zeit gerade die Gebildeten im Volk aufrichten und wecken kann und damit zu seinem Teil auch in alle sonstige Gesamtheit des Volkes heilsam hineinwirken könnte. Es macht, welche Schwächen ihm sonst etwa auch noch nachgesagt werden könnten, die bloße verstandesgemäße Kritik schweigen durch sehr unmittelbare sittliche und religiöse, gediegenste Anregungen. Und das ist es, was wir ja brauchen.

Geld!

Von Luise von Brandt

Über das deutsche Land breitet sich Abenddämmerung. Unsicher noch blicken erste Sterne hernieder, ohne Glanz noch, wie von Zweifeln bedrohte Hoffnungen.

Das ist die Stunde, die Symbole und Bilder in den versinkenden Alltag trägt, aus ihm ein Gleichnis formend, das nur Wenige verstehen. Schwingungen werden fühlbar, vergessene Stimmen hörbar.

Ich horche hinein in eine Sekunde heiligen Anhalts aller störenden Strafengeräusche. Wie Gottesnähe liegt's über Bäumen und Häusern. Da — plötzlich — tönt ein Wort an mein Ohr: „Geld!“ Der Wiederklang des vergangenen Tages, der Ruf des kommenden Morgen. Frahen tauchen vor meinem geistigen Blicke auf. Frech und lüstern gucken sie in jedes Haus hinein. Knöcherne Arme oder dick beringte Hände recken sich durch alle Türen, durch jedes Fenster: „Geld!“ Gellende Schreie schallen durch die Straßen: „Geld!“ Eine Riesenleiter erhebt sich aus dem Abgrund. Fremde Füße steigen herauf, zu uns, auf unsern

heimatlichen Boden. Unbekannte Arme strecken sich nach unserer Kehle aus: „Geld!“

Wie Fieber schüttelt uns Deutsche. Wir rennen, jagen, rasen nach Geld, erraffen es und sehen es im nächsten Augenblick schon schwinden. Ist das unser „Jagd nach dem Glücke?“ Ist das unser Ziel geworden? Eine Fata Morgana, in deren Mitte ein idiotenhaft dreinschauender Göze front: „Geld!“

Wie ich, zerrüttet von der Wiederspiegelung, in jedem Nerv bebend, hineinschau in die bedrückend lange Nacht, steigt aus ihren Tiefen eines der erschütterndsten Bilder des alten Testamentes: Moses, niedergeschmettert durch den wirtschaftlichen und moralischen Zusammenbruch seines Volkes, weilt auf dem Berge Sinai, bei Gottvater. Mit dem Schwerzürnenden ringt er um Schonung der Sündigen, denen er die Gesetzesstafeln des Herrn bringen soll, die zehn Gebote. Fest glaubt er an die Läuterung des Volkes durch sie. Als er endlich Sinai verläßt und sich den menschlichen Stäften nähert, sieht er, wie der ihn geleitende Josua aufmerk-

sam in die Ferne horcht — sich ihm zuwendet — wieder hinaushorcht: „Es ist ein Geschrei im Lager,” sagt er, „wie im Streite.“ Und der große Führer der Israeliten erwidert: „Es ist nicht ein Geschrei gegeneinander derer, die obliegen und unterliegen, sondern ich höre ein Geschrei eines Singefanzes.“ Und als Moses dem Lager naht, gewahrt er das goldne Kalb, um das die Menge einen Reigen tanzt. Da ergrimmt er mit Zorn, wirft die Tafeln aus seiner Hand und zerbricht sie am Berge. So erzählt die Heilige Schrift.

Auch wir Deutsche haben (heute) einen gewaltigen Propheten, der mit Gott um unser Sein oder Nichtsein ringt. Freilich bescheht unser großer Führer nicht aus Fleisch und Blut: Unser Unglück heißt der Vertreter Deutschlands auf dem Berge des Schöpfers. Und derweil es zum Himmel schreit und mit dem Höchsten um neue Tafeln des Gesetzes für uns kämpft, nach denen wir unser sinkendes Leben aufrichten könnten, tanzen wir um ein Monstrum herum. Gold ist es freilich nicht mehr. — Ein loses, schwankendes Holzgestell ist's, bekleidet mit schmutzigem Papiergelde! Doch alles lebt und webt um diesen Göthen herum.

Auf Leisetretersohlen schieben sich die „Starken“, Skrupellosen, jede Konjunktur Erfassenden und Ausnutzenden heran, legen die Hand gemächlich auf den Rücken, — Biederleute, die harmlos in die untertauchende Sonne schauen. Derweil reißen sie gewandt und blitzschnell einen Haufen Geldes nach dem andern an sich und lassen ihn in ihren Taschen verschwinden, die breit und weit sind.

Und daneben stehen die Werkältigen in lärmenden Massen und verlangen immer mehr von den schmierigen Fehren: „Geld!“ Und verlieren Maß und Ziel und Zartgefühl derweil aus den Augen. Zwischen sie schieben sich Verzweifelnde, die laut schreien: „Arbeit — — Arbeit — gebt uns Geld — wir wollen arbeiten!“ Dicht daneben strecken sich flehende,

hagere Hände hoch — bleiche Lippen stammeln: „Geld! Wir verhungern!“ Mütter sind's. Auf ihren Armen tragen sie sterbende Kinder. Hinter den gebrochenen Frauen und verdurstenden Kleinsten des Volkes, den Blumen unseres Seelenlebens, tanzen die Genießer den Reigen. Sie wissen längst nichts mehr von den Qualen Darbender. Nehmen ist seliger denn Geben! ist ihr Leitspruch geworden. Wohlgenährt, ganz und gar nicht nervös, warten sie eine „bessere“ Zukunft Deutschlands ab. Sie, die Gedankenlosen, die eigenlichen Sünder im Volke, trifft die Schuld, daß eine zum Reichtum gehörende, edle Minderheit voll reinen Erbarmens, ihren Weg mit unverdienten Steinen des Hasses gepflastert findet, wenn sie sich den Enterbten der Erde nähern und ihnen helfen will.

Ganz fern vom Ungeheuer aus Papiergele, wandeln, abseits gestoßen, die geistigen Arbeiter. In langem Zuge schreiten sie hinter einem Sarge her. Reife Männer und Frauen und — Jugend. Wen tragen sie zu Grabe? Ihre Kraft des Schaffens, einst eine blühende Gestalt.

Verdrängt von den schwerreichen Genießern aus allen Städtchen der Erholung, sind sie sich am Körper geworden. Ihre Tage sind mühselig, ihre Nächte umlagert von quälenden Schatten: Sorge um das Brot des kommenden Tages! —

Und dennoch finden sich gerade unter ihnen Menschen mit leuchtenden Augen, Stimmen, die vom Glauben an neue Kraft des Schaffens reden, die Deutschland gebären wird in seiner zweiten Jugend. Unter ihnen finden sich die Hüter heiliger Feuer, die Wegbereiter und Quellenfinder in der Wüste.

Unter ihnen sind Einsame, die den Mut haben, der Masse inmitten ihres Geldtaumels zuzurufen: „Ver sacrum!“ Erhebet Eure Herzen. — Erhebet Eure Augen zu den Bergen, von denen Euch Hilfe kommt — erkennt sie, auf daß Ihr leben könnet!

Berberich

Auch eine Jugend-Erinnerung

Von Paul Enderling

Ein Brief von Johannes Trojan, der mir beim Kramen in die Hände kam, weckte eine Erinnerung, die jetzt wohl auferstehen darf, wo alle, die jenem Geschehen irgendwie nahestanden, gestorben sind.

Es ist eine trübe, schwere, schmerzhafte Erinnerung, aber nicht ohne inneres Pathos und düstere Poesie.

Als Knabe besuchte ich mitunter ein altes, weißhaariges Ehepaar mit einem holländischen

Namen, wie er in Danzig häufig ist. Da noch eine andere Firma gleichen Namens dort besteht, will ich sie van J. nennen.

Der alte van J. war schnauzbärtig wie Blücher und blitzaugig wie der alte Fritz. Er lebte geistig ganz in der Zeit Friedrich Wilhelm IV., dem er einmal in einer erregten Audienz Wahrheiten über uradelige Nachbarn wenig submissest unterbreitet hatte. Die alte Frau van J. hatte in ihrer Gafffreiheit und gedämpften Noblesse noch etwas aus der Zeit ihres Großgrundbesitzertums in die Stadt hinübergerettet.

In der hellen, mit lieben alten Möbeln geschmückten Stube auf „Neugarten“ saß eines Sonntags nachmittags ein dunkler Gast. Er hieß Berberich. Mehr erfuhr ich damals nicht. Sein Anzug war defekt, aber sauber. Seine schwarzen Augen sahen unruhig umher, um sich dann plötzlich fast zu schließen. Er schwieg viertelstundenlang und reagierte auch auf direkte Fragen nur durch Kopfnicken.

Das dies nicht unhöflich gemeint und auch kein Zeichen mangelnder gesellschaftlicher Umgangsformen war, merkte man wieder aus anderem. Er schien nur durch einen Traum plötzlich besangen und in eine Art geistiger Lähmung versetzt zu werden und dann innerlich zu erstarren, stand sonst aber allen Lebensfragen klar und logisch Antwort. Sympathisch war er also auf den ersten Blick nicht, aber unheimlich und verwirrend.

Aber da kam das Gespräch irgendwie auf Astronomie, und Berberich begann zu sprechen. Anfangs stockend, wie vergessene Worte suchend, dann fließend, geistreich, sprühend, einen großen Bilderreichtum verschwendend. Er sprach damals wohl zwei Stunden, ohne müde zu werden. Sterne sprühten und versankten. Sonne und Sirius kamen nahe.

Wir saßen lauschend, bezwungen und bezaubert von diesem seltsamen Manne.

Er hörte ebenso plötzlich auf, wie er begonnen hatte, und erhob sich, um zu gehen. Kein Bitten half. — Da geschah etwas Seltsames.

Die alte Frau van J. beschwore ihn im Korridor, dessen Tür halb offen stand, zu bleiben, oder doch heute — nichts mehr zu trinken!

Was er antwortete, hörte ich nicht. Ich hörte nur, daß seine Stimme heiser und von kurzem Stoßweisen Lachen unterbrochen war.

Und dann war er hinaus, und seine Gestalt huschte am niedrigen Parterrefenster vorüber.

Da erfuhr ich denn Berberichs Lebensgeschichte. Und ich gebe sie hier wieder, wie ich sie hörte, und wie sie mir oft bestätigt wurde.

Berberich war Angestellter, dann früh Prokurist beim Großkaufmann Trojan in der Hundegasse, dem Vater des Poeten. Er muß sehr begabt gewesen sein, daß er so schnell in die Höhe kam.

Eines Tages hielt er um die Hand der Tochter seines Chefs an und erhielt sie. Er galt als Glückskind und hielt sich wohl auch selbst dafür, bis eines Nachts alles furchterlich und grauenhaft zusammenbrach.

Ein Feuer zerstörte das Geschäftshaus und seine Braut erlag den Brandwunden.

Berberich war von Stunde an nicht mehr zu bewegen, seine alte Arbeitsstätte zu betreten. Und was schlimmer war, er hatte überhaupt nicht mehr die Spannkraft zu ständiger Arbeit.

Es wurden ihm von allen Seiten glänzende Versprechungen und Angebote gemacht. Er schlug sie aus und fand den schlimmen Weg zum schlimmen Tröster Alkohol.

Dieser Verfall ist sehr schnell gekommen. Es war wohl wie eine Feder, die lange zusammengezogen war und nun aussprang. Ab und zu half er noch bei schwierigen Bücherrevisionen und anderem aus und stellte seine reichen Sprachkenntnisse gegen Entgelt zur Verfügung — aber nur, um dies Geld sofort zu vertrinken. Als sich Kaufleute zusammenfanden, ihm Wohnung und Kleider — statt Geld — gaben, verkaufte er die Kleider, vertrank das Geld und nächtigte in Parkanlagen oder auf den Danziger Wällen, die damals noch standen.

Der Schnauzbart des alten van J. sträubte sich vor Zorn, wenn er davon sprach, und auch mir schien das alles damals unverständlich; später, als ich „Mogens“ las und Etlert Lövborg untergehen sah, begriff ich etwas von dieser Tragödie.

Berberich lebte noch jahrelang so. Scheu, einsam, bescheiden. Bei van J.'s verkehrte er regelmäßig; es war seine Stille Insel. Noch immer sprach er am liebsten von Astronomie. Es muß für den Wissenden erschütternd gewesen sein, diesen vom irdischen Leben Zerbrochenen zu den Sternen flüchten zu sehen.

An einem Wintermorgen hat man ihn auf einer Bank der „Großen Allee“ erfroren aufgefunden.

Ob Johannes Trojan, der damals längst in Berlin kämpfte und dichtete, von diesem Menschenleid, das sich doch fast so nahe an ihn geknüpft hätte, etwas ahnte, weiß ich nicht. Wir sprachen nie darüber. Und vielleicht war dies Nichtwissen auch notwendig für die köstliche Harmonie seiner Natur.

Goethe, Kant, Schiller, Schopenhauer in ihrer Stellung zu dem „Sinn des Lebens“

Grundlinien eines Vortrages

Von Max Carstenn

In langen Jahren harter Arbeit hat Dr. Faust fremde und eigene Geisteswelt zu neuen Einheiten umschmelzen wollen. Das Ziel bleibt fern; frische Erfahrung hat auch liebgewordene Wahrheiten umgestoßen; Einzelerkenntnisse werden wertlos, wenn sie nicht zu geschlossenem Gesamtbild gefügt werden können. Wer wissen will, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, muß freikommen von der Herrschaft der leeren Worte, der Begriffe, die nur die Einsicht in unsere Erkenntnisunfähigkeit verschleieren. Die vier Gipfel menschlicher Geistesentwicklung: Philosophie, Juristerei, Medizin, Theologie haben ganz versagt; über menschliche Kräfte sollen helfen, aus einer überirdischen Welt, von fremden Mächten regiert: die Magie. Auch dieser Versuch scheitert; als Einsicht bleibt zurück: Außerirdisches kann für Erdenwesen nicht der Sinn des Lebens sein.

Fausts Kraft ist zu Ende. Das Leben hier hat kein Erlösen mehr; das Leben dort — vielleicht, wir wissen es nicht; der Tod ist jedenfalls Erlösung aus unerträglicher Qual.

Durch Zufall vor dem selbstgewählten Ende bewahrt, sucht Faust neue, menschenmögliche Aufgaben, deren Lösung, wo wir sie nicht leisten können, nicht erträgt, sondern ersleht und als Gnade geschenkt werden muß. Gott in seiner Offenbarung kann helfen. Eine tiefsinnige Stelle im Neuen Testamente spricht von Gottes Herabkunft; hiermit muß die Frage geprüft werden: Was ist der Anfangsgrund der Welt? Nicht unser Erkenntnisvermögen kann die Antwort geben, so daß im Anfang das „Wort“ gewesen wäre; wichtiger wäre der „Sinn“ hinter dem Worte; doch der ist leer, wenn er nicht sichtbare Werke schaffen kann; die stammen aus „Kraft“, und zwar aus der Kraft, die nicht verborgen ruht, sondern durch einen Anstoß zur Wirkung befreit wird. Der Anstoß ist die „Tat“: „Im Anfang war die Tat.“

Ein Leben voller Tat: das wird Fausts Rettung, entscheidend gefördert durch liebevoll gespendete Erleuchtung von oben. Je stärker die Gegenkräfte (Mephisto und die Sorge), um so gewaltiger die Entfaltung des

Tatwerks, wodurch Faust ein Segen seinen Mitmenschen wird. Von der Sorge, von Mephisto befreit er sich durch sein Eigenes, seine Tat; findet den neuen Sinn des Lebens in Arbeit, Tätigkeit, „Beschäftigung, die nie ermattet“ — Arbeit jeder Art. So sah Goethe den Sinn des Lebens.

Nur: was die Welt im innersten Grunde ist — diese Frage hatte Goethe beiseite geschoben, nicht gelöst. Kleine Geister haben schnell Formeln dafür bereit; die großen ringen darum.

Kant half. Unsere Wahrnehmungen, Erkenntnisse wachsen ständig, endlos — wann sollen wir zur letzten Wahrheit kommen? Kant schränkt die Erkenntnis ein auf ihr eigenliches Gebiet, auf die Dinge unserer Erfahrung. Von diesen Dingen können wir nur feststellen, wie sie uns erscheinen. Ob sie wirklich so sind, wissen wir nicht, das Ding an sich entzieht sich wissenschaftlicher Forschung. Angaben über eine übersinnliche, „metaphysische“ Welt sind nicht beweisbar, weil sie außerhalb der Grenzen unserer Beweiskraft, unserer Vernunft, liegt. Grundfragen der Metaphysik sind: Gott, Unsterblichkeit, Verantwortlichkeit. Kants Wahrheitsliebe stellt fest: darüber gibt es kein Wissen. Aber: ein Glauben daran gibt es, daß ein höchstes Wesen ist, daß unsere Seele unsterblich ist, daß wir für unsere Taten Rechenschaft ablegen sollen. Das ist eine ganz neue Welt, unabhängig von der Welt der Erscheinungen, nicht unterworfen dem irdischen Gesetz von Ursache und Wirkung. Die entscheidende Frage ist nicht mehr: „Warum ist das so?“ sondern „Was soll ich?“ Je nach der Erfüllung dieses Sollgesetzes ist mein Leben sittlich oder unsittlich, edel oder gemein. Der Mensch bekommt damit einen Eigenwert gegenüber der Natur. Wir geben uns selbst das Sittengesetz, unser Wille ist frei, wo die Natur dem Kausalitätsgesetz unterworfen, also unfrei ist.

Der Mensch lebt in Gemeinschaften, das Sittengesetz grenzt dem Einzelnen den Bezirk seines Handelns ab; es besteht aus Forderungen, Postulaten, in Befehlsform, im Imperativ, der nicht nur unter bestimmten Voraussetzungen

(hypothetisch) wirksam sein darf, sondern ohne Einschränkung, jederzeit, kategorisch. Die Gesetzlichkeit, die jeder Mensch sich selbst gibt („die Maxime“), muß sich mit der Maxime jedes andern verfragen, wenn die Grundforderung in jedem Gemeinschaftsvertrag, der erste Paragraph, das „Prinzip“ lauten soll: „Kindlein, liebet euch unter einander!“ So formuliert Kant den Sinn des praktischen Lebens: „Handle so, daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne.“

Das sind ungeheure Ansforderungen. Schiller hat ein Leben lang um solche Freiheit gerungen, in der Dichtung: von dem Tyrannenbekämpfer Karl Moor bis hin zu den Schweizern im Tell, die ihrem Vaterlande das Recht der Selbstbestimmung sichern wollen, stärker noch in seinem Leben, das er an die Erfüllung seiner künstlerischen Sendung wandte, das er einsetzte, um seinen Wert zu gewinnen. Der menschliche Wille ist frei, wenn wir zu wahrhaft sittlichen Naturen heranwachsen; die Geschichte der menschlichen Kultur ist die Geschichte der sittlichen Freiheit — Freiheit von der Selbstliebe, die nicht auf idealem Grunde ruht, materiellen Zielen nachgeht, also — wie Kant ja erwiesen hatte — nicht in die Welt der Selbstgesetzlichkeit hineingehört. Wer das Recht des andern mit Füßen tritt, läßt gerade das verkümmern, was wir als eigenwertig menschlich empfinden, das Ideal der Humanität.

Faust sah ein, daß uns Erkenntnis der innersten Weltzusammenhänge versagt ist; sein Streben ging auf ein Leben voller Tätigkeit aus eigener Kraft; das Jenseits blieb ihm ein leerer Wahn. Auch Kant bestreitet die Erkenntnismöglichkeit des Jenseits; wir können es nicht beweisen; aber: wir müssen es fordern, denn mit dem Gesetz, das unsere Menschenerfahrung beherrscht, mit der Kausalität, ist die Fülle des Lebens nicht erschöpft, es gibt Tatsachen, die nicht Naturgesehen unterworfen sind, z. B. die Tatsache, daß wir ein Gewissen haben. Wenn wir ein Jenseits wollen, dann ist es da, und dann ist es das wahre, eigentliche Leben, das Ding an sich.

Dieses „Ding an sich“ zu beschreiben, sind nach Kant unsere Erkenntniskräfte nicht fähig. Hier wollen andere Denker weiterbauen: Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer.

Wir dürfen nicht, sagt Schopenhauer, von außen an den Kern der Dinge, an das

Ding an sich, herantreten. Ein Kern liegt innen. Reicht das Denken nicht aus, dann suchen wir nach anderen Kräften in uns. Wir sind nicht bloß ein materieller Körper, dessen Eigenschaften den Sinnen wahrnehmbar sind; in uns liegen Kräfte des Fühlens, Wollens, Begehrens, die teils mit, teils ohne, teils gegen unser Tun wirken; wir fühlen diese Kräfte mit einem inneren Gefühle des Selbstbewußtseins.

Die beiden Seiten unsers menschlichen Daseins sind nicht von einander getrennt; jeder Eindruck körperlicher Art wirkt auch als Lust oder Unlust auf den Willen; jede Willensregung äußert sich in Handbewegung, Sprechen usw. So kann man den Leib nennen den fleischgewordenen Willen, die Objektivation des Willens.

Was beim Einzelmenschen gilt, gilt von allen; und hält man an der Einheit der Natur fest, dann erstreckt sich diese Betrachtung auf Tiere, Pflanzen, Steine usw. Alles ist Eins, ist körpergewordener Wille. Von außen gesehen ist die Welt eine Vorstellung, von innen gesehen ein Wille: so begreift sich die Welt als „Wille und Vorstellung“. Das „Ding an sich“ können wir fassen nicht mit dem Verstande — das hatte Kant richtig gesehen —, aber mit Fühlen und Wollen. Wobei „Wille“ alles ist, was zu einer Lebensäußerung drängt, auch das Unbewußte.

Des Einzelnen Wille ist unvollkommen; vollkommen der Allwille. Dessen Ziel muß das größte sein: sich selbst wollen, zu sich selber Ja sagen. Also ist der Allwille ewig ein Streben nach unerreichbarem Ziel, ewig unbefriedigt, ewig wollend, ewig sehnüchtig, also leidend: Alles Leben ist Leiden. Je vollkommener der Wille, desto stärker die gefühlte Unvollkommenheit: am stärksten leidet der große, einsame Mensch. Das ist die Weltanschauung des Pessimismus, die den Sinn des Lebens in der Sinnlosigkeit eines vernunftlosen Weltwillens findet.

Soll das der Weisheit letzter Schluß sein? Ein Mittel kannte auch Schopenhauer, die Trübe des Daseins wenigstens für Augenblicke zu vergessen: die Tröstungen der Kunst, besonders der Musik. Gerade die großen Einsamen im Reich der Tonkunst haben Stunden bittersten Leides durchgemacht; aber sie haben in ihren Tönen den Trost, die Befreiung gefunden, die ihrem Leben wieder einen Sinn gab.

Entföhnung

Der Lärm verstummte. Abgetan nun Geschäft und ewig gleicher, ermüdender Kampf um kleine Ziele, um Stellung, Interessen, Geld, abgetan Tagesinn und Tagesfröh. Hinaus aus der Enge geistfremder Zweckmäßigkeit, nüchterner Vorbedachtheit, irdischer Abgezirkeltheit! — Freiheit, Ideen, Gott! — Müssen wir nicht schreien, müssen wir nicht hinausstürmen, sie zu suchen, sobald dieser Tyrann: praktisches Leben auch für eine Minute nur uns frei lässt, wenn anders wir nicht verzweifeln wollen am „Sinn des Lebens“?

Doch wo — wo finden wir die Stätte, da diese drei sich vereinen, da wir vor ihnen knien, ihnen opfern mögen, zu sühnen unseres Tages gött- und geistlose Unfreiheit? Wo? da niemals diese drei leuchtendsten Sterne unserer erdgebundenen Sehnsucht zu jener schönen, gewaltigen Harmonie sich finden wollen, von der wir träumen, da immer menschlicher Fanatismus und Betriebssamkeit sie von einander trennen, gegeneinander ausspielen? Da immer im Reich der Ideen man Freiheit und Gott als Trugbilder belächeln, da immer Freiheit Ideen und Gott als verderbliche Mächte hassen, da immer die Gott dienen Freiheit und Ideen als gefährliche Versuchungen meiden zu müssen glauben? ... Wir aber können nicht verzichten auf irgend eines von diesen drei; wir können nur im schön sich runden Zirkel dieser Dreieinheit recht leben, nicht an uns und der Welt verzweifeln. Im Geist und in der Freiheit Gott erleben, dies und nichts anderes suchen wir,

müssen wir suchen. — Wo, wo finden wir es? — Nicht bei den Menschen, Freund. Läß sie, komm mit mir! Ich führe dich hin zu der Stätte, die du suchst. Sieh diesen hohen, verklärten Himmel, in dem noch einmal, ehe die Nacht hereinbricht, eines ganzen Tages Leuchten in seinen tiefsten und zartesten Tönungen versammelt ist, alle Gedanken hinaufziehen und in unermesslich weite reine Sphären: zu Gott! Und welchen erhabenen Tempel hat unter dieser Kuppel Natur uns errichtet! In edler, frohiger Freiheit aufstrebend die Säulen der Bäume, überwölbt von ewigem, feierlich rauschendem Choral der Kronen. Geheimnisvoll tief zwischen ihnen gründunkles Weben, lockend in mystische Träume. Und auf des Altars helleren Erdstufen im Vordergrund, wie da rotgoldenes Gleichen der Opferflamme tanzt und tiefe, sänftige Glutwellen zu den Säulen hinauffendet, daß sie das stehen wie aus porphyrenem Grunde immer neu, immer höher hinanwachsend!

Sieh, hier ist Freiheit und ewiger Ideen bildverkörperte Schönheit, hier spricht gewaltig und doch so unsagbar mild Gottes Stimme zu dir. Hier ist in wundersam friedvoller Harmonie vereint, was Lärm und Staub deines grauen Werktags dir vorenthalten. Knie nieder vor ihr, daß Frieden und Kraft in dich hinüberfließe von ihr, und daß nicht mehr Gewalt über dich habe jene geist- und göttlose Unfreiheit: praktisches Leben. Hier endet ihre Macht.

Herbert Saekel

Marienburg

Nachtrag zu Jahrgang 1920 Heft 9 (Sonderausgabe Marienburg)

Von C. Steinbrecht

Bei dem Aufsatz „Die Herstellung der Marienburg“ hatte es der Verfasser auf Beigabe von drei Abbildungen abgesehen. Der Verlag konnte aber die Druckstücke dazu wegen Lohnschwierigkeiten und Streik in den Kunstanstalten nicht rechtzeitig beschaffen, mußte sich mit einer Abbildung begnügen und bringt nun zwei Abbildungen, die ja an sich schon willkommene Dokumente bilden, nachträglich.

Abb. 1 (Die Marienburg von der Nogatseite) gibt den Hauptteil der Burggebäude wieder, wie sie um 1400, zur Blütezeit des Ordens bestanden haben und wie sie augenblicklich durch die Wiederherstellung wieder erreicht sind: — das alte Hochschloß mit dem Brücktor davor, und den von Claus Fellenstein 1398 erbauten Hochmeisterpalast, der sich an den ersten Palast stammenden großen Remter anschließt. In der Lücke hinten zwischen Hochschloß und

Hochmeisterpalast wird der Pfaffenturm sichtbar. — In dieser Abbildung kommen über dem Palast die Lücken in der Dachdeckung zur Erscheinung und deuten die Stelle an, wo das Unternehmen der Wiederherstellung jetzt noch einer Fortsetzung und des Abschlusses bedarf.

Abb. 2 (Nicolaustor im Vorschloß und Oberbau des Hochmeister-Palastes) ist eine allerneueste Aufnahme der malerischen Gruppe des Nicolaustores im Vorschloß. Daneben ragt der Oberteil des jetzt viel genannten Palastbaus des Claus Fellenstein auf, den es jetzt zu vollenden gilt und von dem noch im letzten Jahr 1920 der gefährdetste Teil durch Überdachung der Flankentürmchen der Westfront in Folge einer hochherigen Bereitstellung von 10 000 Mk. vollendet werden konnte.

Die photographischen Aufnahmen fertigte der Modelleur Carl Kuhnd.

Rundschau

Vorschläge zur Sicherung der Existenz der freien geistigen Arbeiter*)

Von Hermann Schaffenb erg

Von allen Berufen ist es in der gegenwärtigen Zeit um den des freien geistigen Arbeiters am schlimmsten bestellt. Für ihn trifft keine mächtige Organisation ein, für ihn hat keine Regierung etwas übrig, und dem Volke gilt er als überflüssiges Inventar. So kommt es, daß seine Lage für ein Kulturland beschämend — und wenn man bedenkt, daß das germanische Rasselement die Schöpfer geistiger Werke sind — für Deutschland, das auf seine germanische Kultur pocht, entwürdigend ist.

Seitdem durch Verwicklungen mannigfacher Art der Weltgeschichte es dahin kam, daß künstlerische und wissenschaftliche Betätigung nicht mehr Vorrecht des besitzenden Adels blieb, und Dichter, Künstler und Wissenschaftler darauf angewiesen waren, mit ihrer Kunst sich ihr Brod zu erwerben, begann es um die geistigen Arbeiter schlecht bestellt zu werden. Wohl war es lange Zeit noch für einen arischen Fürsten selbstverständlich, deren Existenz zu sichern. Diese Fürstenhöfe wurden aber immer weniger, wozu natürlich die politischen Umstände sehr mitwirkten, bis es eine Zeit gab, in der der Adel dem geistigen Werke und den Männern vom Geist fast gleichgültig gegenüberstand. Dieser Vorgang schon allein kann denjenigen, der den Zusammenhang zwischen Rasse und Kultur begriffen hat, in bezug auf die Zukunft sehr schwarzseherisch stimmen.

Dass geistige Werke in dieser materialistischen Zeit, in der alle abscheulichen Instinkte des gewöhnlichen und seinen Pöbels aufgewühlt wurden, außer Kurs gekommen sind, ist verständlich. Nur war das in den letzten Jahrhunderen im Lande der Dichter und Denker sehr viel anders auch nicht.

Nun, darüber ist schon genug geschrieben worden. Man kommt tatsächlich unbewußt auf dieses traurige alte Lied zurück, weil es eben nicht fassbar ist, daß es in einem Volke, das auf Kultur pocht, nicht eine entsprechende Partei gibt, die Dichter, Künstler, Gelehrte etwas höher als Kulis einschätzt. Jetzt handelt es sich nur darum: wie ist den freien geistigen Arbeitern zu helfen?

Von der großen Masse, offiziell gern als Proletariat bezeichnet, ist keine Hilfe zu erwarten. Vernünftige Menschen haben aus dieser Richtung auch nie eine erwartet. Man hätte aber annehmen sollen, daß das gebildete Publikum sich der freien geistigen Arbeiter hätte annehmen sollen. Das ist nicht geschehen und die böseste

Erfahrung. Für alles hat man Geld — für die Apostel der Kultur und des Volkstums nicht einen Pfennig. In erster Linie ist die Presse dafür verantwortlich zu machen. Die Zeitungen z. B. können ja nur ihre Riesengeschäfte auf der Kopfarbeit ihrer Schriftstellerischen Mitarbeiter aufbauen. Trotzdem beginnen sie bei den Honoraren zu sparen, während sie den anderen Arbeitern eben jeden geforderten Lohn zahlen — zahlen müssen. Aber die geistigen Arbeiter braucht man ja nicht zu — fürchten. Ein schroffes Beispiel für die beleidigend lächerliche Anteilnahme an den Nöten der freien geistigen Arbeiter liefert u. a. die Veröffentlichung einer Münchner Zeitung. Es werden die Ergebnisse zweier fast zu gleicher Zeit eingesezter Sammlungen veröffentlicht. Die betreffende Zeitung verzeichnet: Für nosleidende Schriftsteller 2837 Mark, für darbende Großstadtkinder 59 566,43 Mark. (Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kinder freier geistiger Arbeiter von der letzten Sammlung nur in sehr wenigen Fällen etwas bekommen.) Dieselbe Zeitung zeichnete eine neue ihrer Sammlungen allein mit 1000 M., obwohl diese nicht angebracht waren. Das Geheimnis dieser eigenartigen Wohltätigkeitsveranstaltungen ist natürlich nur die Reklame.

Von einem ähnlichen Verhalten sind die rechtsstehenden Zeitungen nicht freizusprechen. So wenig wie die Rechtsparteien entschiedene Schritte zur Hebung der freien geistigen Berufe getan haben, so wenig vertreten ihre Zeitungen die Interessen der geistigen Arbeiter. Sie bleiben dabei konsequent, indem sie — in der Mehrzahl — ihre Honorare für Beiträge in entsprechender Höhe halten. Die rechtsstehenden Zeitungen sind im allgemeinen in den Schriftstellerkreisen dafür bekannt, daß sie die geringsten Honorare zahlen. Das ist dabei noch eine grobe Torheit. Denn auch sie werfen große Summen für Werbetheitigkeit aus, und es gibt doch für die Verbreitung des völkischen Gedankens wirklich keine bessere Propaganda, als wenn man den freien geistigen Arbeitern zu ihrem Recht verhilft und ihnen ihre Arbeit wenigstens annehmbar bezahlt, sie nicht aber mit Bezahlungen abfindet, die sie auf eine (abgesehen vom menschlichen Empfinden) gesetzlich verbotene Einkommenstufe hinabdrückt. In erster Linie der Schriftsteller, dann aber auch der Künstler und der Gelehrte, ist der Vertreter des Volkstums und so zum Vertreter des nationalen Gedankens vorher bestimmt. Das hat man stets unbeachtet gelassen, und den Schaden, der dadurch entstanden ist, mag oder kann man nicht erkennen.

Fest steht aber, daß unser Volkstum fester gefügt wäre, wenn man unseren Schöpfern geistiger Werte mehr Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen. Auch das Heereswesen während des Krieges hat viel in dieser Hinsicht gesündigt, und

*) Die ersten Aufsätze stehen zu der Rundschau der letzten Hefte in enger Beziehung. (S. Bund geistiger Arbeiter usw.) C. L.

wenn man darüber klagt, daß so viele Schriftsteller und Künstler arischer Abstammung an der Revolution teilgenommen haben, so mag man bedenken, daß sich unter diesen nicht wenig früher National-Gesinnte befanden, deren Enttäuschungen und nicht nur materielle Entbehrungen zu dem törichten Schrift drängten. „Wenn man es nicht für nötig hält, mir als deutschem Geistesarbeiter auch nur das einfachste Leben zu gönnen, so fühle ich mich nicht veranlaßt, für ein solches „tum“ zu kämpfen.“ Das hört man oft in diesen Kreisen. Nicht jeder hat eben die sittliche Kraft, auch unter schamlosen Erniedrigungen, die Entbehrungen mit sich bringen, für völkische Ideale einzutreten.

Eine Änderung der Verhältnisse erwarten viele durch die Gründung einer Gewerkschaft geistiger Arbeiter. Das hat für viele Halbgewaltkten den Vorteil, daß sie sich ein Pößchen erjagen können. Im übrigen würde Deutschland nötigenfalls der Welt die Überraschung bereiten, daß es durchaus ohne geistige Arbeiter auskommen könnte, wenn nämlich deren Gewerkschaft sich unterstehen würde, durch Streik bessere Lebensbedingungen für ihre Mitglieder zu erzielen. Und gerade die Sozialisierungsmethoden hindern die Beseitigung dieser „geistigen Not“. Man braucht nur die Schuh-Truhs-Fachverbände anzunehmen. Überall kommt es darauf hinaus, daß eine der wohlgebetteten Tagesgrößen hin und wieder einen Vortrag hält, damit der Glanz nicht trübe wird, daß ein paar Mark für einige Schlucker abfallen: nirgends aber macht man auch nur den Versuch, Aufstrebende, neue Begabungen zu fördern und so ihre Lage zu bessern, weil das eben der Charakter solcher Organisationen von vornherein ausschließt.

Viele Künstler von Begabung sind heutzutage nicht mehr in der Lage, sich Material zu kaufen, um Werke zu schaffen, und vielen Schriftstellern wird die Schaffenskraft dadurch untergraben, daß kein Verleger Werke von jungen Autoren infolge der ungeheuren Kosten in Verlag nimmt. Selbst die Beschaffung des teuren Papiers ist in vielen Fällen unmöglich, und so kommt es vor, daß mancher dadurch einen Ausweg sucht, indem er seine dichterischen Produkte auf die Sätze von Stühlen, auf die Böden von Schubfächern, auf die Wände seiner Bude u. dgl. niederschreibt.

Welcher Schaden unserem Volkstum durch solche Zustände entsteht, leuchtet doch ein. Büchermarkt und Theaterzettel beweisen es. Und es müßte doch ein kleiner Kreis ernster Leute zusammenbringen sein, der ein Kapital zur Verfügung stellen und in entscheidender Weise eingreifen kann.

1. Käme die Gründung einer Altbücherei für freie geistige Arbeiter in Betracht.

Die Bücherbeschaffung ist eines der traurigsten Kapitel im heutigen Leben eines Literaten und Künstlers. Vor allem müßte aber dem Wucher im Altbuchhandel entgegentreten werden. Das wäre aber durch Gründung einer Altbücherei für freie geistige Arbeiter möglich, zu denen in diesem Falle auch die Studenten zu rechnen wären.

2. Müßte man so bald als möglich zur Gründung einer Einkaufsgenossenschaft schreiten, damit sich die geistigen Arbeiter mit billigen Nahrungsmitteln und Arbeitsmaterial (Papier, Farben usw.) versehen könnten.

3. Wäre die Schaffung einer Vertriebsstelle für künstlerische Werke und für Schriftsteller eine Schreibstube notwendig.

Die meisten Literaten sind heutzutage am wenigsten in der Lage, sich eine Schreibmaschine anzuschaffen.

Selbstverständlich ist hierzu ein größeres Kapital notwendig. Das könnte wohl aber mit wenig Schwierigkeiten aufgebracht werden; denn es gibt eine Anzahl vermögender Schriftsteller und Künstler, die auf diese Weise Geld zu guten Zinsen anlegen könnten und obendrein noch ein gutes Werk tun würden.

Ganz allein diese Unternehmungen sind die einzige Hilfe, die der Not der freien geistigen Arbeiter steuern kann.

Was bei Sammlungen herauskommt, dafür liegen — wie ich bereits anführte — traurige Beweise vor. Wie der Deutsch-Österreicher Dr. Poller richtig sagte, fragt eben der Deutsche bei jedem Pfennig: „Was frägt er mit Zinsen?“ Außerdem ist es doch niederdrückend, auf öffentliche Bettelei angewiesen zu sein.

Natürlich kämen zur Gründung der vorgeschlagenen Unternehmungen nur Städte wie Berlin, Wien, Danzig, Königsberg, München, Dresden, Leipzig, Hamburg, Düsseldorf u. dgl. in Betracht. Alle diese Unternehmungen müßten miteinander in Fühlung stehen.

Ich hoffe, daß dieser Aufruf nicht ungehört verhallt. Es muß doch noch Kulturgewissen in Deutschland geben.

Vom Opfer zum Werke

Ein Aufruf zur sittlichen Erneuerung

Von Hanns Martin Elster

Trostlos sieht die Lage des deutschen Volkes aus. Aber nicht verloren! Eine Rettung gibt es aus der furchtbaren materiellen und politischen Verkettung, in der wir Deutschen Not leiden. Eine Rettung! Sie kommt aus dem Geiste des Deutschen selbst! Es ist der Geist, der sich den Körper baut! Aufbauender Geist ist aber schöpferisches Wollen! Schöpferisches Wollen ist die Sehnsucht nach schöpferischem Handeln! Schöpferisches Handeln ist aber gepründet auf innerster Sittlichkeit! Der sittliche Wille der Nation muß wieder erwachen.

Der sittliche Wille erwacht aber nicht durch Predigten, Reden und Vorträge. Er erwacht nicht durch irgendwelche großzügige Propaganda. Er wird allein herausgeboren aus dem Erleben. Nicht aus dem Erleben der Masse, sondern aus dem Erleben des Einzelnen. Jeder einzelne unter uns Deutschen erlebt tagtäglich, woran unser Dasein krankt und warum es nicht besser wird. Jeder Einzelne weiß heute, daß wir uns durch unsere willenlosen Kundendienste dem Ausland gegenüber nur immer tiefer in den

Sumpf hineinfreiben, in die Verschuldung und Versklavung. Und jeder Einzelne weiß, daß er mit jeder Zigarre, jeder Zigarette, daß er mit jedem Seidenkleid und jeder Tasse Tee, Kaffee, Kakao, daß er mit seinem Verzehr an Schokolade, Süßfrüchten usw. usw. immer mehr ein Abhängiger, ein Sklave des Auslandes wird, daß er mit solcher Zügellosigkeit in seinem täglichen Leben nicht nur sich, sondern ebenso seinem Volke, der Allgemeinheit schadet. Wenn aber jeder Einzelne dies alles und noch manches mehr, was damit zusammenhängt, weiß, warum zieht er dann aus solchem Wissen nicht die Folgerungen? Warum hält er noch fest am Streben nach materiellem Genuss; warum sehnt er sich weiter nach luxuriösen, mit ausländischen Hölzern ausgestatteten Wohnungen und Möbeln, anstatt in gleicher Schlichtheit zu leben wie ein Goethe; warum entwickelt die Frau noch weiter dies dirnenhafte Raffinement in der Kleidung; warum wird noch weiter in vielen Kreisen gegessen und getrunken, Essen und Trinken ersehnt ohne Rücksicht auf Mäßigung und die Herkunft der Speisen; warum haben wir kein Tabakverbot, kein Alkoholverbot, wie in Amerika; warum streben größere Volksteile auch der sogenannten gebildeten Volkschichten noch weiter zu solch sinnlosen Vergnügungen, Zerstreuungen, Unterhaltungen wie Kinos und Lunaparks? Wenn jeder Einzelne in den Stunden, da das Gefühl für Echtheit in seiner Seele aufsteht und in ihm die Sehnsucht nach wirklicher Sachlichkeit, Vornehmheit, Gediegenheit, Schlichtheit, Natürlichkeit erwacht, da der Ekel und die Verzweiflung über unsere heutige Unkultur ihn packen, nach seinem Erleben genau feststellt, welche Ursachen all dies wüste und gemeine Treiben hat, warum hält er dann weiterhin fest an der ganzen Albernheit verantwortungslosen Lebenswandeis?

Auf diese „Warum?“ gibt es nur die eine Antwort: Aus Mangel an sittlichem Willen! Hier liegt der Keim unserer Krankheit zutage. Diesen Mangel an sittlichem Willen gilt es zu bekämpfen! Man kann ihn gewiß bekämpfen mit allen Mitteln menschlicher Überzeugungskunst, aber erreichen kann man innerhalb dieser Bekämpfung doch erst etwas, wenn jeder Einzelne in sich den Mangel an sittlichem Willen beseitigt. Jeder Einzelne muß anfangen, sich zu besinnen, umzukehren, muß in sich gehen. Im Innern jedes Einzelnen muß die Einsicht über unsere wirtschaftliche, sittliche, nationale Lage entscheidend werden für sein Handeln in Produktion und Konsumtion. Jeder Einzelne muß wieder für alles, was mit seiner Person zusammenhängt, die volle sittliche Verantwortung übernehmen!

Das kann er nur tun, wenn er auf der einen Seite entfsagt und auf der anderen Seite sich zu der Arbeit drängt, die dem Wohle der Gesamtheit dient, zu der im sittlichen Sinne hochwertigen Arbeit. Vom Opfer zum Werk! Opfern soll er alle Ansprüche, die er vor den Interessen der

Allgemeinheit nicht aufrecht erhalten kann; opfern soll er jede Verschwendug von Rohstoffen, Waren, Material und Genussmitteln; opfern soll er alles, was nach Überfluss und Luxus, nach gesteigerten Bedürfnissen und übermäßigen Verbrauch aussieht. Er soll wieder sparen, einfach, sachgemäß leben, sein Leben auf das Notwendige, das Wesentliche einrichten: in freiwilliger Entsaugung, Anerkennung der höheren Werte des Daseins, im freudigen Bewußtsein, daß er mit jeder Entsaugung seinem Volke und sich diene, in den Gefühlen der wachsenden Befreiung von allen materialistischen Fesseln und ausländischen Abhängigkeiten, in der Sehnsucht nach der Volksfreiheit gegenüber Entfeindsäften und Versklavungsbestrebungen. Nicht entfsagen soll er, um in philistriosen Dünkel zu versinken, um wieder enge und unfrei gegen seinen Mitmenschen zu werden, aus Asketismus herans, sondern entfsagen soll er freimäßig aus Einsicht und Überzeugung, nach dem Gebot der Stunde: als sittliche Persönlichkeit!

Als sittliche Persönlichkeit soll aber jeder Einzelne auch in den Kreis seiner Arbeit treten. „Jeder arbeite und lebe, daß er mit seinem Gewissen in Ordnung ist“, sagt Karl Scheffler. Das ist es: mit seinem Gewissen bei der Arbeit sein und bei der Arbeit ein freies Gewissen gegenüber allen Volksgenossen haben, mit seiner Arbeit ebenso wie mit seiner Lebensweise ständig dem Wohle des Gesamten dienen. Das ist wirkliche soziale Gesinnung. Dadurch befreien wir uns von der Profitsinnung der Gegenwart, und dadurch beleben wir jede Klassensichtung und jeden Neid und Hass. Das deutsche Volk erlebt es ja auf allen politischen und wirtschaftlichen Konferenzen neu, daß wir von internationaler Hilfe nichts zu erwarten haben, sondern nur von uns selbst. Da diese Sachlage unlesbar ist, so müssen wir die Folgerung daraus ziehen: wir müssen uns selbst helfen, als ein einzig Volk von Brüdern! Diese Brüderesinnung beweisen durch die Tat, das sei der sittliche Wille jedes einzelnen, vor allem aber all derer, die im August 1914 erlebt haben, was es heißt: ein einig Volk von Brüdern.

So sehen wir eine Hilfe in der drohen Not, in der wir leben: es ist unser sittlicher Wille. Bekenne sich jeder zu ihm durch Entsaugung und durch seine Arbeit. Die Früchte werden nicht ausbleiben, die Früchte, daß wieder eine hochdame, zukunftsreidige und zukunftsfröhliche Lebensstimmung unter uns aufblüht, und daß wir uns befreien von dem Joch, das uns aufgelegt ist und noch verstrickt werden soll. Gemeiß sind helle weiße Kreise des deutschen Volkes noch nicht so weit, jeder persönlich mit seiner inneren Erneuerung, seiner Gesinnung, seines Wollens und seiner Umformung, Verstiftlichung seiner Lebensweise zu beginnen! Aber alle die, die so weit sind — und es gibt ihrer schon eine erfreulich große Zahl — sollten sich zusammen, damit sie diese neue Lebensauffassung des

sittlichen Willens, der Verantwortung, der Ent-
sagung und der wesentlichen Arbeit verbreiten,
damit sie eine neue Konvention bilden, die alle
alte Konvention, soweit sie unsittlich ist, zerstört,
damit sie die neue Gemeinschaft vorbereiten.
Solch Zusammenschluß stärkt den sittlichen
Willen des Einzelnen und weckt ihn dort, wo
er noch nicht lebendig ist. Solch Zusammenschluß
ist der erste Schritt zum Wiederaufbau des
deutschen Geistes, der deutschen Seele, des
deutschen Idealismus.

Ein Kreis hervorragender Männer und Frauen
ließ zu solchem Zusammenschluß kürzlich seinen
Ruf ergehen an jeden einzelnen Deutschen und
an die schon bestehenden Verbündungen. Möge
jeder, der diesen Ruf vernimmt, sich Kraft und
Stärkung holen für seinen eigenen Lebensweg,
indem er sich meldet bei dem „Bund der
Erneuerung in wirtschaftlicher
Sitte und Verantwortung“,* der aus
allen Volkschichten und allen Parteien die ver-
eint, die das sittliche Deutschland retten wollen.
Die Geschäftsstelle des Bundes ist Berlin W. 35,
Schöneberger Ufer 36 a.

Arbeit — unser Alleinheilmittel Ein sozialer Mahnruf

Von Dr. phil. Hans Walter Schmidt

Wenn etwas aufgebaut werden soll, was
darniederliegt, wenn etwas wieder zusammen-
gesetzt werden soll, was in Trümmer gesunken
ist, wenn Werte, die vernichtet wurden, wieder
erstehen sollen, so kann dies nur durch Arbeit
geschehen, und zwar auf allen Gebieten des
menschlichen Lebens, auf materiellem, wie geisti-
gem, auf dem Gebiete der Kunst und Wissen-
schaft, auf dem Gebiete der Landwirtschaft und
jeglicher Kulturzweige, besonders aber auf den
Gebieten von Industrie und Handel. Und wenn
ein Staat in den Abgrund hinabgestürzt ist und
am Rande des Grabes, der Vernichtung nach
Leben, nach Sein, nach Auferstehen ruft, wenn
das soziale Leben seiner Bürger am Nullpunkte
angelangt ist und ganz zu erstarren droht, dann
gibt es nur ein einziges Heilmittel, um dem
drohenden Unheil, dem Verfall, der Vernich-
tung zu entgehen, und dieses Mittel heißt
Arbeit! —

Ist dies aber nicht etwas ganz Selbstverständ-
liches? Freilich ist es das, und dennoch nicht zu
allen Zeiten und bei allen Menschen. Ein durch
jahrelange Kriege entnervtes, der Arbeit fast
entwöhntes Geschlecht, eine durch Arbeits-
knappheit in eben erst vergangener Zeit der
Arbeit entwöhntes Menschenstum kennt die
Arbeit nicht mehr in ihrem innersten Wesens-
kern, in ihren segensreichen Folgeerscheinungen,
es kennt sie nicht, weil es aufgewachsen ist in
einer Zeit, wo geregelte Arbeit durch Kriegs-
gefummel unter den Völkern stocken mußte.
Aus dieser Giftwurzel entspringt der Arbeits-

unwille. Wohl wahr, gar mancher Deutsche,
der durch ehrliche Arbeit sich und die Seinen
erhalten möchte, hat keine Gelegenheit zur
Arbeit. Dieser bezieht dann mit vollem Rechte
die staatliche Arbeitslosenunterstützung. Aber
es gibt auch viele, die können arbeiten und
wollen es nicht, und es gibt wieder viele, die
wollen arbeiten und hätten Gelegenheit dazu,
aber sie verstehen nicht zu arbeiten. Die ersten
dürfen nur wollen, um zu arbeiten, die letzteren
nur lernen, um arbeiten zu können. Aber die
ersten unterdrücken den wollenden Willen, und
die letzteren geben sich keine Mühe, arbeiten zu
lernen. Das sind aber böse Zeichen der Zeit,
welche ein so furchtbar geschwächtes Volk, wie
das deutsche, in kurzer Zeit gänzlich zugrunde
richten können. Dem entgegenzusteuern — mit
aller Kraft entgegenzuarbeiten — ist unsere
heilige Pflicht. Und alle, die nicht arbeiten
wollen, werden zu diesem Willen sich durch-
ringen, und alle, die nicht mehr arbeiten können,
werden das Arbeiten erlernen, und alle, welche
arbeiten, werden um so freudiger und arbeits-
williger arbeiten, wenn sie den innersten Wesens-
kern und die segensreichen Folgeerscheinungen
deutscher Arbeit erkennen lernen. Und dies ist
wahrlich nicht schwer zu begreifen.

Das Wesen der Arbeit begreift zwei Haupt-
stücke in sich, denn die Arbeit ist einmal ein
sittliches Gebot, zum zweiten ein Gebot des
Verstandes.

Die Arbeit ist Sittengebot, das heißt, der
Mensch ist gemacht zum Wirken, zum
Schaffen, denn er ist mit einem Körper begabt,
mit Gliedmassen, mit Händen, welche ihn
in den Stand setzen, zu arbeiten, und er
hat einen Geist, welcher geistige Arbeit zu
verrichten, geistige Werke zu schaffen imstande
ist. Der Schöpfer hat den Menschen geboten:
„Füllt die Erde — und macht sie euch
untertan!“ Und zum andern: „Arbeitet und
schaffet mit den Händen etwas Gutes, auf daß
ihr habet zu geben dem Dürftigen!“ Hier ist
das Grundprinzip der Arbeit klar gelegt, die
Arbeit soll nicht im egoistischen Sinne erfolgen,
sondern in der Liebe zum Nächsten, sie soll nicht
nur für die eigene Persönlichkeit geschehen,
damit nur der Arbeitende leben kann, sondern
für die Brüder, die Mitmenschen, für das eigene
Volk und die menschliche Gesellschaft. Die
Folge davon ist eine ganz andere, als die gewöhn-
liche Auffassung der Arbeit, eine viel tiefer,
sittlichere, verinnerlichere Werkeinschätzung der
Arbeit. Sittliche Werke nimmt die Seele des
Menschen auf, und auch die Arbeit in ihrem
sittlichen Kerne nimmt der Mensch mit der Seele
als ein Gebot seines Schöpfers auf. Dieser
Grundgedanke wirkt in allen Fällen anspornend
zur Arbeit auf den Arbeitenden, er ermutigt den
Wankenden, weil jener weiß, die höchste Macht
im Himmel und auf Erden segnet die von ihr
eingesetzte Arbeit, wenn er empfindet, er arbeitet
nicht sowohl für sich, für die Familie, für sein
Volk, für Menschen, sondern für seinen himm-
lischen Arbeitgeber und Herrn, für den allmächtigen
Gott.

* In Königsberg ist die Gründung einer Ortsgruppe durch den
Oberbürgermeister Dr. Lohmeyer angeregt worden. Schriftstg.

Auf dieser Grundlage wird der Mensch dann aber auch die Arbeit als ein Vernunftgebot erkennen, dessen Früchte das Leben auf Erden zimmern — sie allein. Der Selbsterhaltungstrieb ruft dem menschlichen Verstande unerbittlich zu: „Arbeite, wenn du leben willst!“ Und dieses Vernunftgebot erfaßt der reflektierende Verstand und dringt logisch denkend in seine Tiefen ein. Er findet, daß alles „Verdienen“ auf Arbeitsleistung beruht, daß aber nur der verdiente Wert, mag es nun Warenwert, Geldeswert oder etwas anderes sein, ihn, den Einzelnen, in den Stand sezen kann, sein Leben und das der Seinen, die auf ihn angewiesen sind, zu erhalten. Und je fleißiger er arbeitet, desto mehr kann er verdienen, desto menschenwürdiger und angenehmer kann er sein und der Seinen Leben sich gestalten. Dann wird auch sein Verstand immer ernsthafter und eingehender mit der Verteilung, mit der Einteilung seiner Kräfte sich beschäftigen, mit der richtigen Abwechselung von Kraftentfaltung und Ruhe, um neue Kräfte zu sammeln und dadurch etwas Gutes, Nützliches zu schaffen. Und dies Nützliche, Gute wird dann nicht nur für den Einzelnen, für sich selbst geschafft, sondern für die Allgemeinheit, weil die Arbeit um der Arbeit willen geleistet wird.

Und hier ist der Punkt, an welchem sich beide Grundzüge der Arbeit freu die Hand zur Einigkeit reichen, hier ist der Punkt, an welchem die sittliche Auffassung der Arbeit mit der verstandesgemäßen Auffassung verschmilzt. Denn hier entsteht das Trachten, etwas Nützliches für die Allgemeinheit, für sein Volk zu schaffen, damit dadurch das Volksleben sich hebe, das soziale Dasein sich bessere, der Staat als solcher zu politischer Macht und Größe sich emporchwinge, denn allein daraus entspringt für den Einzelnen sichere Gewährleistung eines würdigen, angenehmen Lebens.

Darum auf, ihr deutschen Mitarbeiter, auf zur energischen, gewissenhaften, pflichtgetreuen Arbeitsleistung, damit durch diese das Volksleben gehoben, der Staat gefestigt werde, in dessen Machtbereich und durch dessen Wirken der einzelne Staatsbürger allein als Mensch unter Menschen, als Volksgenosse unter Volksgenossen zu leben imstande sein kann! —

Ein deutscher Geschichtsschreiber (Zu Ferdinand Gregorovius' 100. Geburtstag am 19. Januar 1921)

Von Hans Gäfgen

Der Mann, von dem hier kurz die Rede sein soll, hat den Hauptteil seiner Schaffenskraft der Erhellung der italienischen Geschichte gewidmet. Und doch darf er mit Recht als deutscher Historiker angesprochen werden, denn einmal hat er in Neidenburg das Licht der Welt erblickt, zum andern aber ist seine gründliche, auf umfassenden Studien aufbauende Darstellung des außerdeutschen Stoffes so kerndeutsch, daß man keinen Augenblick zweifeln wird, Gregorovius in die Reihe der großen deutschen Geschichts-

schreiber einzureihen. Sein erstes Werk, das Aufsehen erregte, war „Goethes Wilhelm Meister in seinen sozialistischen Elementen“, dem zwei kleinere Arbeiten „Die Idee des Polentums“ und „Polen- und Magyarenlieder“ folgten. „Die Geschichte des römischen Kaisers Hadrian“, die 33 Jahre später umgearbeitet unter dem Titel „Der Kaiser Hadrian“ aufs neue gedruckt wurde, eröffnete die Reihe der großen historischen Veröffentlichungen, unter denen das Monumentalwerk „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“ an erster Stelle genannt werden muß. Als das Lebenswerk des Historikers kann man diese acht Bände, die auf umfassenden Studien in deutschen und italienischen Bibliotheken und Archiven aufgebaut sind, bezeichnen. Rom ließ das grundlegende Werk auf öffentliche Kosten ins Italienische übertragen; Gregorovius' Leistung ward im Jahre 1876 durch Verleihung des römischen Ehrenbürgerrechts anerkannt. Die 1889 erschienene zweibändige „Geschichte der Stadt Athen“ steht dem erstgenannten Werk ebenbürtig zur Seite. Auch über „Lucrezia Borgia“ ließ Gregorovius eine aus zeitgenössischen Urkunden und Korrespondenzen gewonnene Veröffentlichung erscheinen. Der byzantinischen Kaiserin „Athenais“ ist ein weiteres historisches Werk gewidmet.

Die Jugendsatiren des Geschichtsschreibers, die 1843 unter dem Titel „Konrad Siebenhorns Höllenbriefe“ erschienen, wie sein Drama „Der Tod des Tiberius“ erweckten Hoffnungen auf den Dichter Gregorovius, die sich nicht erfüllen sollten.

Gregorovius' Tätigkeit als Herausgeber erstreckte sich besonders auf die von ihm auch übertragenen „Lieder des Giovanni Meli von Palermo“ und die von ihm eingeleiteten „Briefe Alexander von Humboldts an seinen Bruder Wilhelm“ (1880).

Sein Buch „Corsica“ wurde ins Englische, Französische und Italienische übersetzt, auch sein, die pompejanischen Eindrücke widerspiegelndes episches Gedicht „Euphorion“ fand weite Verbreitung. „Korfu“ und „Die Insel Capri“ sind weitere Idyllen aus seiner Feder. Von seinen Werken seien weiterhin genannt: „Kleine Schriften zur Geschichte und Kultur“, die „Wanderjahre in Italien“ und die aus dem Nachlaß herausgegebenen „Gedichte“, „Römischen Tagebücher“, „Briefe an den Staatssekretär von Thiele“ und „Briefe an die Gräfin Caetani“.

Zu Neidenburg in Ostpreußen wurde Ferdinand Gregorovius am 19. Januar 1821 geboren; in Königsberg studierte er zunächst Philosophie und Theologie, widmete sich aber dann literarischen und geschichtlichen Studien. Nach vorübergehender Tätigkeit als Lehrer ging er auf Reisen, nahm dann von 1852—74 seinen Wohnsitz in Rom, um von hier kreuz und quer durch Italien Wanderfahrten, die ihm reiche Erkenntnis brachten, zu unternehmen. Seine weiteren Lebensjahre verbrachte er in München, reiste auch von hier aus u. a. nach Griechenland, Ägypten, Syrien und Konstantinopel und starb 1891.

Gregorovius war ein Historiker von umfassendem Wissen und wußte den Ergebnissen seiner mannigfaltigen Forschungen ein überaus anziehendes Gewand zu geben, ohne je die wissenschaftliche Bahn zu verlassen. Als Geschichtsschreiber und besonders als einer der besten Kenner Italiens wird er unvergessen bleiben.

Belebungsversuche

Bericht über das Danziger Schauspiel 1920/21

Von Willibald Omankowski

I.

Eins ist nach der ersten Hälfte der letzten Spielzeit unverkennbar: Mit unserem Schauspiel geht es merklich bergauf. Und wenn es sich auch nicht verheimlichen läßt, daß das neu engagierte Personal nicht immer auf der Höhe des früheren ist, so hat man allem Anschein nach in dem neuen Oberspielleiter eine Persönlichkeit gewonnen, die in Erkennnis des bisherigen Zustandes unseres Spielplanes das unenwegte Wollen bekundet hat, zu reformieren und auch darstellerisch dem alten Provinzschlendrian einen Riegel vorzuschieben. Kann nun Hermann Merz auch nicht von heut auf morgen aus einem Theaterchen ein vollwertiges Kunstinstitut machen, wie wir es hier in Danzig in weit höherem Maße nötig haben als die Provinzhauptstädte, so muß doch seiner bisherigen Arbeit uneingeschränktes Lob gespendet werden. Und dann darf man nicht verkennen, daß seine Macht verhältnismäßig beschränkt ist, daß er nicht gegen eine Reihe außerhalb des Kunstbetriebes stehender Käschbrüder Sturm laufen kann, denen das jahrzehntelange Schlendern und Plätschern in spiekerhafter Behaglichkeitslauge eben gerade genug war, und die, obwohl meist unfähig, Darstellungskunst von Theaterspielen, Dichtung von Schreibtischhandwerk zu unterscheiden, leider in den entscheidenden Instanzen sitzen. Uns aber, die wir in dem Stadttheater ein Kulturbolwerk erblicken, eine Tribüne, von der aus das Evangelium deutscher Kunst an die vom Mutterlande Losgerissenen verkündet werden soll, nur Kunst, liegt es ob, den Tempel zu reinigen von Wechsler und Feilschern. Denn wer sich unterhalten, amüsieren will, mag jene Duhende von Stäffen besuchen, die bei uns wie Pilze aus der Erde wachsen, ob sie sich „Brettl“ oder „Spiele“ nennen. Merz hat im allgemeinen den richtigen Weg eingeschlagen. Er soll ihn mutig und unbekümmert um die Konzessionsmacher weiter begehen, er darf der Unterstützung der Sachkundigen und der maßgeblichen Fachkritik sicher sein.

Wenn nun auch eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, so läßt sie doch, selbst wenn es eine verirrte, verfrühte war, den nahen Frühling erwarten. So bot gleich der Aufstakt der diesjährigen Spielzeit mit einer „Faust“-Neueinstudierung unter Hermann Merz eine frohe Überraschung. Die Wiedergabe der Dichtung atmete gothischen Geist, und sie ist, soweit ich mich entsinnen kann, kaum würdiger

geboten worden. Da kam gleich der Prolog im Himmel groß und erhebend, und auch die folgenden Bilderreihen waren, gestützt durch zum Teil ganz neue nach Berliner Muster angelegte malerische Lichteffekte, oft von hohem Stimmungsreiz.

Dann gab es als zweite belanghafte Tat Georg Kaisers „Gas“, daß man nun nach der kürzlich in Berlin erfolgten Uraufführung des zweiten Teils dieses Werkes als „Gas I“ wird zu bezeichnen haben. Zum ersten Male ward bei uns dem anerkannten Expressionisten der Bühne das Wort erteilt, nachdem das Werk noch wenige Monate zuvor als in Danzig unaufführbar von den maßgeblichen Stellen zurückgewiesen worden war. Mag man über die hinlänglich bekannte Dichtung und ihren von schweren Schicksalen geprägten Schöpfer denken, wie man wolle, den starken Herzquell, der hier flutet, wird kaum jemand überhören können. Sicher sind viele der gegen das Werk gerichteten Einwände berechtigt, aber die Lauferkeit des Gedankens wird man ihm ebensowenig ablehnen wie die eigenwillige Schönheit der Sprache und ihren oft schmetternden Rhythmus. Die Aufführung erbrachte den Beweis, daß selbst auf unserer technisch unzureichenden Bühne bei ernstem Wollen Leistungen gezeigt werden können, die die kühnsten Erwartungen übertrifffen.

Das zeigte sich auch teilweise bei der Erstaufführung von Hans Frank's „Godiva“. Über den Dichter und sein Werk habe ich im 8. Heft dieser Zeitschrift eingehend gesprochen. Es war eine schöne und ehrenvolle Pflicht für unsere Bühne, sich dieser gedankenschweren, nach innen langenden Dichtung anzunehmen. Ihr Eindruck war denn auch eher der eines stillen Erschütterseins als der lauter Zustimmung. Das Hauptverdienst der Merz'schen Spielordnung lag neben der aufgetroffenen Mystik besonders im Dämpfen, im Meiden aller Theatralik und der sehr dezenten Behandlung alles dessen, was hier, wenn es nicht sehr zart und delikat angefaßt wird, leicht verleihen kann. Szenisch war vieles wieder sehr fein und wirkungsvoll durchgeführt.

Ziemlich spät erst lernten wir Anton Wildgans' „Armut“ kennen, in der von der Hand des Wiener Lyrikers der Schleier gelüftet wird von Dingen und Vorgängen, die wir wenig kennen: dem Elend der „verschämten Armen“. Anton Wildgans webt um die Leiden einer kleinen Beamtenfamilie eine Adagio-Musik gedämpfster Streichinstrumente. Das ist echt wienerisch und uns von Schnizler her wohlbekannt. Von einem „Drama“ ist wenig zu spüren, aber das Interesse erlahmt niemals, weil das Dichterische stark im Vordergrund steht, weil außerhalb des kaum sinnfälligen, fast unbelanghaften Geschehens der Zauber echter Stimmungslyrik aus dem Ganzen her weht und uns in seinen Bann zieht. Wildgans ist es nicht so wichtig, die Not zu zeigen, wie die daraus erwachsenden Folgen: das Erstickwerden des Göttlichen im Menschen. Es ist in diesen Szenen

von der Armut nicht Klage, sondern Anklage, nicht berichtender, sondern leibhaftiger Zorn. Statt Gesten und Reden zeigt er ein furchtbar von Hunger und Harm des Leibes und der Seele zerstörtes Gesicht. Da treten dramaturgische Bedenken in den Hintergrund. Man ist erschüttert, schweigt und glaubt.

Mit viel Erwartung sah man der „Hortense Ruland“, dem letzten Drama Max Halbes entgegen. Einmal, vor zwanzig und mehr Jahren, da er unserer Heimat feinstes Auge und Ohr war, schuf er Menschen aus der Erde, der er entstammt. Und hauchte ihnen den Odem des Lebens ein. Da war ein Kind, das dem Rauschen seines Blutes nachgab, und sein wundervoller Ohm, ein Kerl mit leuchtendem Herzen unter dem schwarzen Priesterrock. Da war diese Antoinette Laskowski, ein Vollblutweib mit Struktur innen und außen (die mit Hauptmanns Schlesierinnen im gleichen Rang steht), und um sie her ein halbes Dutzend Werderbauern und -weiber, saftsauszend in Fülle und Echtheit. Da war die lichte Fraulichkeit dieser Renate Doorn, und ihr Deichhauptmann, einer vom Wuchs jener hundertjährigen Weiden, die die alten Werderhöfe beschützen. Sie und manche der anderen umstehen die Bahre der Hortense Ruland, die eigentlich niemals gelebt hat, stehen und zeugen für den Dichter Max Halbe aus Güttland a. d. Weichsel. Denn diese Frau Unruhland ist eine Totgeburt, ist, ehe sie aus dem urewigen Leibe des Lebens hervor taucht — in Literatur erstickt. Und da liegt der Kern des Falles. Nicht an der Maschinerie des Werkes, die geräuschlos und ohne jeden Konstruktionsfehler läuft, wie fast alle Dramen Halbes. Doch soll das Leben und Sterben dieser Frau tragisch sein, d. h. uns wirklich innerst angehen, so muß sie sich beweisen.

Halbe zeichnet eine Frau, die nicht treu ist, nicht treu sein kann. Nicht eine jener überhäufigen Dirnen unter dem schüchternen Mantel der Ehe, Wohlerzogenheit und gut bürgerlichen Gesellschaft schlechthin, sondern eine, die die Erkenntnis, das Wissen und Forschen nach dem Mann mit dem Besten erkauft, das eine Frau körperlich zu geben hat. In deren Phantasie der Eine steht, den es vielleicht gar nicht gibt, aber um den sich all ihr Denken und Fühlen rankt. Schon den Fall gesezt, daß sich eine solche überhaupt ausgiebt wie Wein, so wird sie, wenn sie von dieser Art ist, nach der Entfaltung durch den vertrottelten Archivar diesem zunächst schleunigst den Rücken kehren, statt sich in schöne Worte zu baden: „Es war eine Archivarfrau hier“ usw. Und wird suchen gehen. Und wird auf dem Irren nach dem Phantom irgendwie untergehen. Aber bestimmt anders als diese Frau Ruland. Soll sie aber eine Eva sein (hier im Format zwischen Hedda Gabler und Lulu), so fehlt ihr alles Erd- und Bluthafte in so hohem Maße, daß wir sie noch viel weniger verstehen können als die oben angedeutete weibgewordene, irrende Sehnsucht. Alles Wilde, Sinnenfrohe, bedenkenlos Zupackende solcher Naturen wird hier verhängt durch die von ihr

stießt empfundenen bürgerlichen Moralbegriffe. Diese Eva ist wie versunken im Begriff „Sünde“, und darum wird sie in dieser Gestalt sad, unerträglich und ihr Ende für uns in hohem Grade gleichgültig.

An dieser Unklarheit über das Wesen der Hortense Ruland fällt das Stück zusammen. Seine Helden steht verschwommen wie im Dämmerlicht, und wenn sie sich in langen Auseinandersetzungen über ihr Wesen ergeht, wirkt sie wie ein Romanausschnitt.

Um diese Frau ist eine Reihe Männergestalten gesezt, von denen man gleichfalls nicht recht weiß, ob sie als handelnde Menschen oder personifizierte Symbole gedacht sind. Sie geistern durch das Stück schemenhaft und fast nirgend greifbar in Wirklichkeit. Aus ihnen allen spricht, das ist unzweifelhaft, der Mund eines starken Dichters. Weisheiten des Morgen- und Abendlandes blitzen auf. Sprachliche Schönheit von dunklem Glanz überstrahlt das Geschehen, und so schwer dem Hörer auch das Mitgehen gemacht ist, so stark er sich meist im Widerspruch mit den Vorgängen befindet, keinen Augenblick greift Langeweile Platz, und deutlich empfindet man, wie bitter ernst es Halbe mit all seinem Gestalten war. Man empfindet ihn auf diesem neuen Wege als einen, dessen Inneres übervoll ist an Wissen und Erleben. Wie, wenn er über Wedekind, Ibsen und Strindberg hinaus ihre Formen zerlegend eine neue schaffen wollte, mußte er mit dieser „Hortense Ruland“ an. Aber es ist hier soviel an Gedanklichem hineingedrängt und dies oft so mühevoll aneinanderkonstruiert, daß das Gewebe undurchsichtig wird.

Und das war auch das Gefühl, das von der Aufführung zurückblieb. Man kam nicht recht mit. Man wußte nicht, woher und wohin. Wohl fand der Dichter oft mit Worten überzeugend den Weg zum Verstande, manchmal auch zum Herzen, aber es wurde niemand warm. Es blieb die Empfindung von etwas Großgewolltem Angelegtem, es blieb Ehrfurcht bis Ergriffenheit ohne irgendwelches Überzeugt-Durchglühtsein. —

Die Klassiker wurden bislang stiefmütterlich behandelt. Außer der eingangs erwähnten Neueinstudierung von Goethes Faust erhob sich nur die des „Julius Caesar“ in Teilen über den provinziellen Durchschnitt. Denn das ließ sich nicht unbedingt von einer Schillerfeier sagen, für die man „Maria Stuart“ gewählt hatte, und noch weniger von „Nathan dem Weisen“, zu dem ein Guest geladen war. Als dieser vermochte Robert Nhill vom Hamburger Schauspielhaus nicht wesentlich über ein gewisses solides Mittelmaß hinauswachsen, was auch für seinen John Gabriel Borkmann zu trifft. Sonst gab es keine Ehrengäste. Wer sie genießen wollte, mußte mit der Eisenbahn in die Winternacht hinausfahren, wo Direktor Normann im Zoppoter Kurtheater Paul Wegener für zwei Strindberg-Abende („Gespensterstück“ und „Totentanz“) sowie für die Darstellung des alten Raschhoff in Sudermanns Theaterstück gewonnen hatte. Hier gastierte auch Maria Fein als Klara in Wedekinds

„Musik“ und vorher als Magda in Sudermanns „Heimat“.

Alles sonst Gebotene, von einer stimmungsvoll inszenierten (Direktor Schaper) Aufführung der „Versunkenen Glocke“ abgesehen, hatte mit Kunst wenig zu tun, wenn man sich auch immer noch Ludwig Fulda mit seinen „Jugendfreunden“ behagen ließ oder amüsiert den geistvollen Dialogen des Ungarn Herczeg (Blaubuch) folgte oder des wenigstens leidlich geschmackvollen Rudolf Preßber „Fräulein Rumpelstilzchen“ ertrug. Der Rest ist billigte Unterhaltungsware. Es scheint also doch nicht ohne Kitsch abzugehen. Unmöglich aber wird man diese „Frau Rat“, einen literarischen Zuckerkuchen, den Paul Wertheimer aus Goethes Mutter und Christiane Vulpius buch, ernst nehmen wollen. Schwankhafte Stückchen wie die „Zwangseinquartierung“ und „Die Reise in die Mädchenseit“, die auf das Schuldkonf der Doppelfirmen Arnold u. Bach sowie Engel u. Sämann kamen, boten wenigstens hier und da Gelegenheit zum Lachen; der sonst tüchtige Leo Lenzen dagegen wirkte mit „Bettinas Verlobung“ unsäglich langweilig.

Der Deutsche Heimatbund, Danzig

begann seine Tätigkeit in diesem Winter mit einem groß angelegten Vortragsabend am Dienstag, den 23. November 1920, abends 8 Uhr, im großen Saal des Friedrich-Wilhelm-Schützenhauses. Im Mittelpunkt stand der Lichtbildvortrag von Wilh. R. Jahn: „Wie ein Danziger Rats herr vor 150 Jahren lebte.“ Das Haus des Rats herrn Uphagen in der Langgasse wird von der Stadt, was eine hochherzige Stiftung möglich macht, in den Zustand versetzt und darin erhalten, wie die Bewohner es sich vor 150 Jahren errichtet hatten. Wilh. R. Jahn zeigte zunächst an einigen Lichtbildern das Danzig jener Zeit, als noch nicht die heutigen Verkehrsmittel den Menschen zur Rastlosigkeit verurteilten. Dann führte er im Bild durch die einzelnen Räume des Hauses.

Der DHD stellt sich die Aufgabe, durch kurze Lichtbildvorträge in ein Gebiet einzuführen und dann erst seinen Mitgliedern die Wirklichkeit selbst zu zeigen. Demgemäß galt dieser Vortrag als eine Einführung in das Uphagenhaus. Und die Führung der Mitglieder durch das Gebäude selbst fand dann am kommenden Sonntag in drei Abteilungen, um 10, 11 und 12 Uhr vormittags statt.

Deutsche Art wird auch neben deutscher Kunst gepflegt werden. Das zeigte gleich dieser erste Abend. Als Rahmen zum Lichtbildvortrag brachten Gesänge und Dichtungen der Heimat entsprossen. Konzertsänger Reinhold Koenenkamp sang Eichendorffs Lied auf Danzig in der Vertonung des Holsten Max Stange, dann zwei eigne Kompositionen, nämlich Willibald Omankowskis „Wie einst“ und Herm. Lönsens „Reiterlied“. Am Flügel begleitete Frau

Koenenkamp. Margarete Kott h trug das Märchen Herbert Sellkes „Es ist auch so gut“ vor; Gustav Kröß vermittelte uns in prächtigem Platt Erzählungen aus seinem eignen „Uhlespegl“, plauderte von der „Paugerschul“, der „Anmeldung zur Konfirmation“ und der „Unterrichtsstunde bei Prediger Schessler“. Fritz Jaenike wählte aus Poguttkes Stammtischgesprächen, seinen Dichtungen, das über die chinesische Nationalhymne aus, um den Zuhörern die Danziger Mundart vorzuführen, die durch ihn im Poguttke literarisch festgelegt worden ist.

Im Dezember trat der DHD. mit zwei größeren Veranstaltungen an die Öffentlichkeit. Am Sonntag, den 19. Dezember, abends 8 Uhr, zeigte Dr. La Baume im großen Saale der „Naturforschenden Gesellschaft“: „Wie es in unserer Heimat vor 2000 Jahren aussah.“ Die Zeit um Christi Geburt findet bei uns an der untern Weichsel Germanen, Burgunden um das Weichselknie bei Thorn, Goten, insbesondere Ulme-Rugier (Holm- oder Insel-Rugier), im Deltagebiet. Zahlreiche Lichtbilder zeigten auf Karten die geographische Verteilung der Germanen im Beginn der römischen Kaiserzeit, Grundrisse von Häusern und ihren Aufbau, Verteidigungs- und Angriffswaffen, die Bestattungsart, Gegenstände des täglichen Bedarfs, Verkehrsmittel, die Moorbrücke durch die Sorgeniederung. Sie halfen so das Bild vom Leben unsrer Vorfahren in jenen Tagen abrunden, das vom Vortragenden entworfen wurde.

Was das Lichtbild vorführte, wurde dann am Donnerstag, den 23. Dezember, 12 Uhr mittags, und am Sonntag, den 25. Dezember, 9½ Uhr vormittags, aus den Schäden des Westpreußischen Provinzialmuseums im Grünen Tor von Dr. La Baume gezeigt.

„Deutsche Weihnacht“ hieß der Abend, der dem Weihnachtsfest geweiht war. Er fand am Mittwoch, den 22. Dezember, abends 7 Uhr, im Café Derra vor dem Neugarter Tor statt. Veranstaltet wurde er von der sehr rührigen Ortsgruppe Neufahrwasser (Vorsitzender: Dr. med. Dütschke), die die Darbietungen kurz vorher ihren eignen Mitgliedern vorgeführt hatte. Der erste Teil enthielt 10 Lichtbilder, die durch Gedichte und Gesänge zur Laute, ein-, zwei- und vierstimmig stimmungsvoll ergänzt wurden. Zu Kuithans „Anbetung“ sangen alle Anwesenden gemeinsam das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“. In der Pause trug die Kurrende von St. Katharinen zwei Zeitlieder vor.

Den zweiten Teil füllte ein mittelalterliches Weihnachtsspiel aus. Mit seiner Darbietung hat sich die Ortsgruppe Neufahrwasser ein besondres Verdienst erworben. Für ungelernte Leute geschrieben, eignen sich diese Weihnachtsspiele — ihre Zahl ist nicht groß — besonders zur Aufführung durch Liebhaber. Der heutige Mensch ist gewohnt, von der Weihnachtsgeschichte nur die ernste Seite zu sehen. Unsre Altvordern aber legten die ganze Innigkeit deutschen Familienlebens in diese Darstellungen hinein. Freud und Leid stehen im Alltag dicht beieinander, und so erleben Maria und Joseph

nichts andres, als was jede deutsche Familie am Kinde und mit dem Kind erlebt. Das Lustige hilft den Ernst fragen und erhöht seine Wirkung. Wenn auf diesen oder jenen anfangs der plötzliche Wechsel von beidem vielleicht befreimend wirkte, so gewöhnt man sich sehr schnell daran. Entheiligung dadurch empfand niemand, der diesem Spiel lauschte, wenn z. B. Joseph dem Christkind ein Süppchen kochen will, und dabei ungeschickt den Topf umkippt und alles verschüttet. Die groben, vierschrötigen Wirtsleute, die Jesu Eltern die Herberge weigern wegen ihrer Armut, stehen in seinem Gegensatz zu dem vornehmen Gebaren der heiligen drei Könige, als sie sich auf dem Wege nach Bethlehem trafen. Das Susigmilde in der Rolle der Maria sand einen erfrischend natürlichen Ausgleich durch die Wirkung der ostpreußischen Mundart der Vertreterin dieser Rolle.

Die Dankbarkeit dieser Weihnachtsspiele für den Spielleiter liegt darin, daß er ihnen Eignes aufprägen kann durch Auswahl der Chorlieder (Hirtenlieder, Engelschöre u. a.) und der musikalischen Begleitung. Besonders wirkungsvoll gestaltete sich hier zum Einzug der Könige in Bethlehem der Händelsche Einzugsmarsch aus dem „Judas Makkabäus“.

Die Wirkung auf die Zuhörer zeigte, daß der Gedanke, altdutsche Spiele wiederzubeleben, gut ist und Nachahmung verdient. Der DHD. wird ihre Pflege sich angelegen sein lassen.

Dr. Carsten

Zwei Dichter, ein Tonseher und ein Kapellmeister

Von Alfred Hein

Der gestürzte Oberpräsident Ostpreußens August Winnig, ehemaliger Maurergeselle, jetzt Herausgeber der eine selbständige Note zeigenden Zeitschrift „Morgen“, las aus eigenen Werken in der Reihe der Ostpreußischen Autorenabende des Königsberger Goethebundes. Denn er fühlte sich von Kind an auch als Dichter berufen. Nun ist nach diesem Abend wohl folgendes festzustellen: Verse zu schreiben, gelingt Winnig nicht besser als den Vielzvielen, die da ihre hergebrachten Stimmungen in Reime bringen. Man freut sich an der Haltung seiner Kriegsverse, doch nur des Erlebnisses, nicht der (gar nicht vorhandenen) inneren Musik der Verse wegen. „Frührot“, das Lebenserinnerungsbuch, dagegen, dessen zweiter Band im Lenz bei Cotta in Stuttgart erscheinen wird, erfreut durch eine schlicht und sicher gefügte Prosa, an der das Gepräge des unterhaltenden Erzählers aus der Schule Gottfried Kellers unverkennbar ist. Wenn auch hier die Form ganz epigonisch, eben ganz von dem Schweizer Meister beeinflußt ist, so gibt doch der Inhalt des urwüchsigen Erlebniswerkes dem Buche ein unserer Zeit so ureigenes Gesicht, daß es August Winnig ein Leichtes sein wird, manchen expressionistelnden Dichter aus dem Felde zu schlagen. Dies aber nicht, weil das Werk allzu leichte Ware ist, sondern mit einiger

Berechtigung: mag das „Frührot“ ob seiner unartistischen Machart nicht ganz den vollen Namen „Dichtung“ verdienen, so ist es doch eines der wenigen zu beachtenden Bücher unserer Tage, geschrieben von einem eigenwilligen Menschen, der ein Seltener in unsere Zeit ragt.

Der Dichter Max Brod aus Prag war zu seines Dramas „Die Fälscher“, Uraufführung im Neuen Schauspielhaus erschienen. Direktor Richard Rosemeyer, der die Aufführung selbst leitete, greift mit einer gewissen Liebe zu Max Brods Werken; schon im Jahre 1918 wurde hier „Eine Königin Esther“ erstmalig in Szene gesetzt. Dieses neue Schauspiel möchte ich ein Drama in Laotse nennen und ihm des weisen Chinesen Wort zum Motto geben: „Das Zarteste auf Erden überwindet das Härteste auf Erden, das Löse dringt ein in das Feste, so begreife man die Wirkung der Ohnmacht. Belehrung ohne Lehre, Erfolg ohne Folgen, Wirkung ohne Werke vermögen nur wenige auf Erden.“ Einer dieser wenigen ist der Präsident Barka, anfänglich „Banknotenfälscher der Gefühle“, als Komplize einer Fälscherbande schließlich aber seltsam zur tiefsten Wahrheit in Liebe gelangend. Worte wie: „Was für ein Menschenfresser ist doch ein anständiger Mensch“ oder „Und Liebe breiten — Wir Gotteshände — In alle Weiten — Und ohne Ende“ — mögen Haltung und Richtung des ethisch tiefen Werks bestimmen. Die Sprache ist primitiv biblisch und klarer als in früheren Dichtungen Brods; einigen Gestalten glaubt man bei Hasenclever und Georg Kaiser schon begegnet zu sein. Freund taucht wieder mephistophelisch im guten Sinne neben der edlen Hauptgestalt des als vorbildlichen Typ gezeichneten Zukunftsstaats-Präsidenten auf. Man freut sich am Willen dieser Dichtung, aber ihre Tat entströmt nicht an allen Stellen der Herzenstiefe; manche Szenenbrücken sind literarische Pappe anstatt gefügt aus dem Stahl des großen Talents. Das naturgemäß Verschwommene und Unsichere in die Zukunftstastender Traumspiele ist trotz starker theatralischer Mittel, die im dritten Akt ob ihrer allzu wedekindischen Kraftheit sogar stillos sind, auch für Max Brods phantastisches Drama zu notieren. Die Regie Rosemeyer war gute Arbeit. Er vermochte aber früher schon durch größere Taten zu überwältigen. Max Friedrich spielte weltinig den Präsidenten Barka. Gielan war ein ganz guter Freund Achat. Hervorragend der siernackige Zuhälter Hans Pepplers.

Auch im Luisentheater gab's eine Premiere. Unter Leitung des Schwarzwaldmädel-Komponisten Leon Jessel ging dessen leichte Operette „Verliebte Frauen“, tosenden Beifalls gewiß, in Szene. Leon Jessel macht wenigstens noch etwas wie eigene Melodien in seinen Tonspielen, darum sei er aus der Schar der Vielzvielen, die sich heute Operettenkomponisten nennen, mit einer kleinen Dankbarkeit genannt.

Das größte musikalische Ereignis ist es aber für Königsberg, daß Dr. Ernst Kunwald, der bekannte Berliner Dirigent, aus Amerika

heimgekehrt, die ständige Leitung der Königssberger Sinfoniekonzerte übernommen hat. Das Konzertpublikum und die Presse, o, jeder, der ihn einmal den Taktstock so ruhig und doch ganz von der Musik durchfeelt schwingen sah, ist begeistert! Im letzten Sinfoniekonzert, das er durchweg auswendig dirigierte, krönte er den Abend, der mit Mozarts heiterer Jupiter-sinfonie begann, durch die Sinfonia Domestica von Richard Strauss. So kühl das erklügelte Werk des großen Komponisten troz nie gehörter Klangwunder lässt, so sehr rissen Anblick und Erlauschen mit, wie großartig Kunwald aus den willig und tüchtig einführenden Musikanten die schwierige Tondichtung herausholte. Die opernlose Zeit ist, seit Kunwald Königsberg sein Können schenkt, leichter zu ertragen.

Die Pregelstadt erwartet noch mehr große Leute in diesem Jahr. Walter von Molo, Waldemar Bonsels, Walter Harlan, Professor Sombart und Professor Koester wollen im Goethebund sprechen, der Bund für Neue Tonkunst hofft auf einen der größten Komponisten, und vielleicht gibt es auch bald einen neuen Kunstabakademie-Direktor nach fast zweijähriger Verweisung des leitenden Postens in dem schönen, stillen Bau draußen vor der Stadt am alten Park von Rathshof.

Von unseren Mitarbeitern

Dr. Ernst Schuhé, der mit der Deutschen Dichter-Gedächtnissstiftung eng in Verbindung steht, war schon in unserem zweiten Heft mit einem Aufsatz vertreten. Er ist Privatdozent an der Universität Leipzig. Seine Abhandlungen über künstlerische und wissenschaftliche Fragen sind bekannt.

Prof. Lovis Corinth ist in Tapiau (Ostpreußen) geboren. Im Laufe des Jahres werden wir in einem ausführlichen Aufsatz mit einer größeren Reihe von Bildern auf sein Schaffen und Wirken eingehen, um einen Überblick über sein Lebenswerk zu geben.

Auch die Namen von Dr. Paul Rohrbach und Johannes Schlaf sind zu bekannt, um hier kurz auf ihr Schaffen einzugehen. Von Katharina Botsky, Ernst Hammer, Paul Enderling und Dr. Elster haben wir schon in früheren Heften gehört.

Herbert Saekel ist der Herausgeber und Schriftleiter der Zeitschrift „Das neue Rheinland“, die auch der neueren Dichtung gerecht wird. Gedichte erschienen Weihnachten 1917 in einem Sammelbändchen „Aus ehernen Tagen“. Volksvereins-Verlag München-Gladbach. Einige

kleine Prosastücke sind dem 1919 erschienenen Buch „Bekenntnis zur Erde“ beigefügt.

Herbert Saekel ist 1891 in Johannistal (Kreis Schweid. a. W.) geboren. Er besuchte die Schulen in Tuchel, Bromberg und Berlin und war dann auf den Universitäten Breslau und Berlin. Von 1913—19 arbeitete er als Redakteur in München-Gladbach. Saekel war von Beginn bis zum Ende des Krieges draußen im Felde. Er wurde mehrmals verwundet. Von seinen Gedichtsammlungen ist noch der Band „Erde“ 1911 zu erwähnen. Kürzlich erschien bei R. A. Meyer-Berlin ein lyrisches Flugblatt „Lach Dich verklingen“. In Vorbereitung ist ein Sammelband Gedichte, ein Roman „Die leeren Tage“ sowie eine Auswahl von Übertragungen aus dem Französischen unter dem Titel „Der Parnas“.

Max Carstenn, der bei uns schon mit einem Rundschaubeitrag vertreten war, wurde am 9. Februar 1888 in Elbing geboren. Sein Vater war dort Kantor und seine Mutter nimmt im Elbinger Kulturleben noch jetzt eine hervorragende Stellung ein. Sie gehört zu den führenden Frauen des deutschen Ostens. Er besuchte die Schule in Elbing und studierte in Kiel und Göttingen. Sein Wunsch, Bibliothekar zu werden, scheiterte an der Verpflichtung, die ersten sieben Jahre nach seinem Studium in Westpreußen zu bleiben. 1910—11 wirkte er in Elbing und Danzig. Von 1912—20 war er in Straßburg, Marienburg und Thorn tätig. Schon in der Schulzeit wirkte Carstenn als Klavier- und Orgelspieler und leitete später ein eigenes Schülerorchester, das mehrfach an die Öffentlichkeit getreten ist. Er war literarischer und musikkritischer Mitarbeiter der Elbinger, Thorner und Nogatzeitung. Fachwissenschaftliche, soziale und künstlerische Vorträge und Kurse wurden von ihm in Thorn veranstaltet. Seit Ostern 1920 wirkt er am Staatlichen Gymnasium in Göttingen. Sein Bemühen ist, für gefrennt erscheinende Beitrachtungen eine übergeordnete Einheit zu finden. So sucht er beispielsweise die Strömungen der bildenden Kunst, der Musik, der Literatur usw. zu einem geschlossenen Gesamtbild der Kultur zusammenzufassen.

Hermann Schaffenberg ist am 13. September 1886 zu Wörlitz geboren. Er verlebte seine Jugend in Ostpreußen und Danzig. Er hat bisher herausgegeben: „Der ewige Landstreicher“, „Tragikomödie“, „Frau Kuckuck“, „Satzspiel“, „Das starke Geschlecht“, „Albanische Wanderungen“. Noch unveröffentlicht sind: „Die Wildgänse“ und „Beitrachtungen und Wanderungen im Herbst“. C. L.

Buchbesprechungen

Eichendorff-Kalender. Verlag Parcus & Co., München. 15 Mk.

Gesundbrunnen 1921. Verlag Georg D. W. Callwey, München. Geh. 5,60 Mk.

Almanach „Die Zwölf Wegbereiter“. Verlag der Arbeitsgemeinschaft München-Frankfurt. 5 Mk.

Vergebens versuchte ich vor Weihnachten in einer der Danziger Buchhandlungen den neuen Eichendorff-Kalender zu bekommen. Eichendorff steht, wie wir wissen und wieder aus dem letzten Sonderheft „Marienburg“ erfahren, mit dem Osten in enger Verbindung. Über seine Beziehungen zu Danzig wird uns Prof. Wilhelm Kosch

in der bald erscheinenden Heimat-Ausgabe berichten. Prof. Kosch ist der Begründer und Herausgeber des Eichendorff-Kalenders und der in Verbindung mit dem Eichendorffbund herausgegebenen vor trefflichen Zeitschrift „Der Wächter“.

Aus dem grünen, mit einem Eichenzweig versehenen Kalender weht uns frische und klare Waldluft entgegen. Es ist ein wertvolles deutsches Jahrbuch, das uns mit allen romantischen Bewegungen unserer Zeit, besonders durch die Jahrestundschau des Herausgebers, vertraut macht. Wir hören von Eichendorffs Freunden, von seinem musikalisch wie dichterisch begabten Bruder Wilhelm, und von noch lebenden Mitgliedern der Familie Eichendorff. Ein Vierfarbendruck von Matthäus Schiestl ist hervorzuheben. Eichendorffs Liebe zu seinem Elternhause, zu seinem Bruder und zu seiner schlesischen Heimat wird uns von Alfons Nowack geschildert. Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Aussäße zu besprechen. Freundschaft, Begegnungen, Gespräche, Urteile über ihn finden Berücksichtigung. A. R. Franz erzählt uns von Führichs Schüler Eduard von Lüttich. Eine Reihe von Skizzen und Gedichten vervollständigen das Bild. Wir nennen hier noch die Namen: Norbert Mrásek, den feinsinnigen Schweizer Lyriker Fridolin Höfer, Oswald Mengling, Armin Knab, Theodor Seifensäden und die von uns häufiger genannten Hans Sturm und Ludwig Bäte.

Wie in früheren Jahren erfreut uns der vom Dürerbund bei Georg D. W. Callwey-München herausgegebene Kalender „Gesundbrunnen“. Möchte der Name des Kalenders tiefere Bedeutung für den Wiederaufstieg unseres Volkes haben! Der Kalender erfüllt auch dieses Mal wieder seinen Zweck, das Heimatgefühl zu stärken. Besonders wertvoll erscheinen mir die Hinweise auf gute Literatur und die Beiträge, die uns Erinnerungen an deutsche Dichter und Denker geben. Die Volkstümlichkeit des Kalenders erfordert eine Vielseitigkeit, die jedoch den inneren Zusammenhang nicht verliert. Auch hier wollen wir nur auf die Namen Mörike, Bach, Keller und Moritz von Schwind hinweisen, unter dessen Zeichen dieser deutsche Volkskalender steht, der ein wichtiges Glied in der Kette der volkstümlichen Schriften zur Erneuerung unserer Volkskultur ist. Auf die neuerscheinenden Flugschriften des Dürerbundes, die von der Tagespresse, Volkshochschulfragen, (Wolfgang Schumann 183—184) und von der Laienbühne (E. A. Fischer 185) handeln, sei hier noch hingewiesen. Auch der „Gesundbrunnen“, der seit 13 Jahren herauskommt, ist in Not. Sein Schriftleiter W. Ulbricht, Dresden N., Döbelnerstr. 120, bittet alle seine Freunde um wirtschaftliche Hilfe.

Zum Schluß sei noch ein kleiner Almanach als persönlicher Berater: „Die Zwölf Wegbereiter“ genannt. Es ist ein eigenartiger Gedanke des Herausgebers Leo Weismantel, in dieser auch künstlerisch verworrenen Zeit namhafte Persönlichkeiten um ihr verantwortliches Urteil über

Bücher zu bitten, die ihnen als Wegbereiter wertvoll und fördernd erscheinen. Die Zusammenstellung der verschiedenartigen Urteile — Beiträge von Conrad, Sternheim, Hasenclever, Däubler, Klabund, Zweig, Mumbauer, Zerkaußen, Herwig, Rosenstock, Picht, Weismantel — sind sehr interessant. Über den Geschmack läßt sich nicht streiten. Wenn wir aber hier zu den Dichtern greifen, die uns durch ihre Werke lieb und vertraut wurden, ist es für uns ein Gewinn. Sie nennen uns Bücher, die ihnen zu innerem Erlebnis und zu eigenen Wegbereitern würden. Auch wir sind in den Ostdeutsche Monatsheschen freudig für den Gedanken einer Arbeitsgemeinschaft der geistigen Führer eingetreten.

Carl Lange

Ernst Heilborn: Die kupferne Stadt. Verlag von Egon Fleischel & Co., Berlin. 1918. Preis 4 Mk.

Ein schmales Bändchen Legenden, das Werk eines eigenartigen, eigene Wege gehenden Dichters. Zwölf „Erzählungen“, die uns fesseln, weniger ihres realen Gehaltes wegen, als der Art, durch die der Dichter ihn uns zur Legende werden läßt. Das milde Herz des Dichters, voller Liebe und Güte für seine Wesen, adelt alles Geschehen; durchdringt den rauhen Kern der harfen Formen des Daseins, sprengt die engen Fesseln von Raum und Zeit, einzig erpicht auf das Wesentliche, auf Harmonie. So entstehen kleine Kunstwerke, die wir glauben, ob wir wollen oder nicht. Hin und her gerüttelt von den Widerwärtigkeiten realen Seins, geben wir uns gerne, sinnend,träumend, schwingend, gläubig diesen Figuren des Dichters hin, weniger weil sie uns selbst fesseln, als der Art zuliebe, in der sie der Dichter durchdringt, ihre Seelen bloßlegt, ihre Leiden durch symbolisches Geschehen enthüllt. Er schafft uns eine eigene Art Legende, baut sie auf, äußerlich, auf modernstem Berlin, nimmt seine Menschen aus der Gegenwart — holt in die Gegenwart des Einzelnen seine Vergangenheit hinein, das tief Durchlebte und Durchlittene, oft nur Gehahnte, dunkel Gefühlte, und enthüllt uns so, fast dramatisch bewegt, den Kern seiner Seelen. — So sind sie zeitlos, haben Ewigkeitswert, lassen einen „ewige Wahrheit“ fühlend erleben, Gefühltes glauben.

Dr. Siegfried Berberich

Wilhelm Scharrelmann: „Jesus der Jüngling.“ Verlag Quelle & Meyer, Leipzig. 20.— Mk. Ruhelose Zeiten in ihren täglichen Anforderungen und ihrem Gehebe lassen den meisten Menschen keine Zeit, sich stiller Stunden zu ersfreuen. Der Sinn ist auf Zerstreuung gestellt. Wir gehen an den Quellen reiner Freude oft achtlos vorüber. Von den vielen Büchern, die ich in der letzten Zeit in die Hand bekam, ist mir eins zum Erlebnis geworden. Wilhelm Scharrelmann gab mit seinem „Jesus der Jüngling“ das Beste seines bisherigen Schaffens. Wir kennen seinen Namen als Verfasser sein empfundener Skizzen, Erzählungen, besonders der Pickelalgegeschichten, aus denen ein warmes Herz und tiefes Verstehen für die Notleidenden

und Sehnenden spricht. Das neue Werk aber steht auf höherer Warte. Der Dichter geht steilaufsteigende Bahnen.

In Romanen und Dramen ist das Christusproblem schon häufig behandelt worden. Nur selten wagte sich ein Dichter an die Gestaltung der Kindheit und Jugend Jesu. (Frenssen, Roettger.) Bilder von seltener Klarheit und Anschauungskraft werden uns gegeben. Die Sprache erinnert häufiger an die Bibel. Ein fester und unbeirrbarer Glaube einer wundervollen Mutter leuchtet durch die dunkelsten Tage, die durch den Neid der Brüder, der Gefährten und durch die Liebe der Jungfrau Tabea hervorgerufen werden. Wie Jesus in der Stille den Sieg über sich selbst erringt, wie er seine Liebe zu Tabea durch Erkenntnis seiner Aufgabe in der Einsamkeit überwindet, wie Tabea ihr Schicksal, auf seine Liebe zu verzichten, um ihn für ewig zu gewinnen, auf sich nimmt, gehört zu den menschlich ergreifenden und erschütternden Abschnitten des Buches. Tabea stirbt im Glauben an Jesus Vollendung.

Ich weiß nicht, was ich aus der Fülle künstlerischer Gestaltungskraft, die uns hier ein Dichter schenkt, hervorheben soll. Ich möchte Sehnende und Suchende zu dieser reinen Quelle, die Andacht und Ehrfurcht vor Göttlichem in uns auslöst, hinführen.

Hier ist tiefer, klarer Grund, aus dem deutsches Wesen Kraft schöpfen kann, hier ist heiliges Land, in dem das Beste unseres Innenlebens wach wird. Nach der Wanderung durch Jesus Werden fühlen wir Neues, Reines und Starkes in uns selbst reifen. Der Glaube an das Gute und an das, was wir in unserem Leben als Ziel und unerreichbaren Stern in der Ferne sehen, — dieser Glaube wird stark! Was so tief zu Herzen geht und uns in dieser schönen Darstellung so tief begnadet, ist ein Geschenk, das wir in dieser dunklen Zeit mit Dank empfangen und in uns aufnehmen, d. h. erleben müssen.

Carl Lange

Missa Solemnis. Roman von Zdenko v. Kraft. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin und Wien.

Wie wenn man sich in einer sauberer Sonntagsstube befindet — draußen hat es geregnet, und durch die klargewaschne frische Luft scheint die Sonne —, so wurde mir beim Lesen dieses Buches. Es ist eine Wohltat, wie der Verfasser den Stoff zügelt, den Stil zügelt, sich selber zügelt. Der Roman ist aufgebaut wie eine Kirche, deren Baumeister ein Künstler war. Die Form ordnet sich dem Stoff in vollkommner Harmonie unter. Angenehm wirken Menschen und Landschaft. Nur zur Tendenz kann ich nicht vorbehaltlos „ja“ sagen. Kraft sympathisiert offenbar — vielleicht weiß er es selbst nicht, wie sehr — in diesem Werke mit der Selbstvergottung des Künstlertums. Es scheint mir außerdem auch, daß der Dichter es gar nicht nötig hatte zur Durchführung seines Problems, die beiden Helden des Buches einen doppelten Ehebruch begehen zu lassen. Das hat mich ernüchtert und mir die beiden schönen Gestalten verleidet. Das Enthagungsmoment wird dadurch

abgeschwächt. Und schöner wäre es gewesen, wenn die Absicht, sich und den Geliebten vor solcher Untreue zu bewahren, Eva in die Ehe (als Schutz gegen sich selbst) mit Brandt getrieben hätte. Der Höhepunkt des Romans wäre dadurch nur schärfer und gewaltiger, ja auch verständlicher geworden. Bei der großen Sicherheit, mit der Kraft dies Buch geschrieben hat, wunderf es mich, daß er diese Dissonanz nicht zu umgehen wußte. Die Gliederung des Werkes nach der Reihenfolge der katholischen Messe ist sinnig und schön. Ein ganzer Dichter hat das Buch geschrieben.

Kopernikulus

Der Hölstenritter. Von Wilhelm Löbstein. Verlag K. Thienemann, Stuttgart. Preis gebunden 13,50 Mk.

Aus der neuen Bücherei Thienemanns: „Deutsche Zeiten“ wird das Werk angezeigt. Ursprünglich erschienen die Bücher als Mainzer Volks- und Jugendbücher im Verlage J. Scholz, Mainz. Deutsche Art soll in den Büchern kraftvoll und wirklichkeitsgetreu von den Besten dargestellt werden. Kein Phrasenpatriotismus soll gepflegt werden, sondern die innige Berührung und das Erfülltwerden mit echtem, deutschem Geiste ist die Aufgabe des ganzen Werkes. Wilhelm Löbstein führt uns in seine Heimat, und aus dieser köstlichen Bodenständigkeit und mit seiner reifen Kunst gibt er uns ein Werk von besonderm Werte, das erfüllt ist von der großen, starken Hölstenliebe zu ihrem Vaterlande. Ein Buch des Mutes und des schönen Bekennertums der machtvollen Opferbereitschaft ist das Buch. Es gehört zu den besten Jugendschriften, die ich kenne.

Reinholt Braun

Die Jakobsleiter. Von Ludwig Finckh. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart und Berlin. Preis 16 Mk.

Ludwig Finckh gehört zu den Dichtern, die sich durch Schlichtheit und Innigkeit auszeichnen. Dr. Ernst Schulze erzählt uns in dieser Ausgabe der Ostdeutschen Monatshefte vom Zauber der Einfachheit und führt auch als Beispiel Ludwig Finckhs „Rapunzel“ an. Sein neues Werk gibt uns wieder Bilder seiner schönen und romantischen Berg- und Waldheimat. Wir verfolgen das Schicksal von Martin Rockenstiehl, der, von liebervollen Eltern erzogen, aus inneren Beweggründen Medizin studiert, um als Mensch und Arzt tiefere Lebenserfahrungen zu sammeln. Fein geschaute Gestalten sind: die seiner Pflegeschwester Riecke, die ihm nach manchen schweren Kämpfen doch zur Lebensgefährtin wird, und die des weisen und würdigen Großvaters, dem das innere Schauen durch seine Erblindung nur gestärkt wurde. Es ist ein Buch der Vertiefung und Läuterung, das weite Verbreitung verdient.

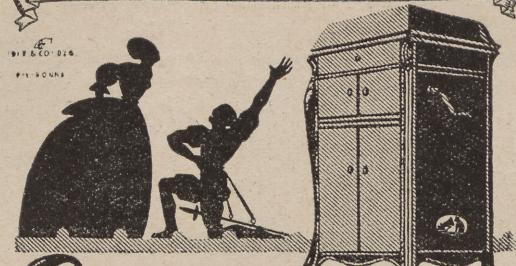
C. L.

Die durch Streik in der hiesigen Klischeefabrik im Marienburgheft (Nr. 9, Dezember, Hinweis S. 408) fortgebliebenen beiden Bilder bringen wir in dieser Ausgabe (S. 427 und 431).

Das Erscheinen des Januarheftes (Nr. 10) hat sich durch den Streik der Buchdrucker verzögert.

Schriftleitung und Verlag.

Die Bühne im eigenen Heim



Gramo

bereitet jedem große Freude
und Unterhaltung

Instrumente in allen Preislagen werden kostenlos vorgespielt.

Froßereit

Grammophonhaus

• Kohlenmarkt 10 • Danzig • Heilige Geistgasse 17 •



Borg's
Cigaretten
für
Qualitätsraucher

Danziger Privat-Actien-Bank

Langgasse 33 DANZIG Gegründet 1856

Aktienkapital und Reserven 40 Millionen Mark

Zweigstellen:

DANZIG

Stadtgraben 12
4. Damm 7

LANGFUHR

Hauptstr. 113

NEUFAHRWASSER

Olivaer Str. 8

ZOPPOT

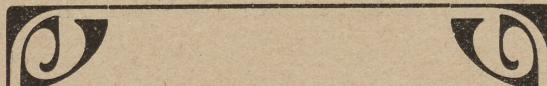
Am Markt 1

Culmsee Dirschau Elbing Graudenz Köslin i. Pom.

Lauenburg i. Pom. Marienburg Posen

Pr. Stargard Stolp i. Pom.

..... Günstige Ausführung aller Bankgeschäfte.



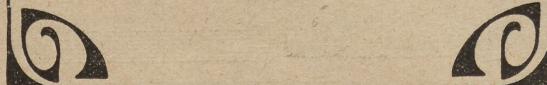
Hugo Bender Zoppot

Architektur für
Wohnungskunst

vereinigte
Tischler-, Bildhauer- u. Polster-
Werkstätten

Große
Ausstellungsräume

Zoppot,
Nordstraße Nr. 11a



Die Hochschule

Blätter für akademisches Leben und studentische Arbeit, herausgegeben von Franz Irmer, Dr. Werner Mahrholz und Dr. Hans Roeseler, Verlag Hans Robert Engelmann, Berlin.

Die Zeitschrift ist zum Preise von Mk. 7,50 für das Vierfjahr durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag durch Kreuzband zu beziehen.

Das Einzelheft kostet Mk. 3.—

Die „Hochschule“ will der Entwicklung und Festigung des akademischen Bewußtseins in unserem Volk und in unserer Zeit dienen. Dies ist nur möglich, wenn die Schriftleitung, die Mitarbeiter und die Leser, unbeschadet ihrer metaphysischen Grundüberzeugungen und ihrer politischen Einstellungen, eine sittliche und eine intellektuelle Forderung restlos und freimüthig anerkennen: Die rechte Hochschulgesinnung entspringt der Wahrhaftigkeit, dem Ernst und dem Verantwortungsgefühl gegen die ewigen Ideen der Wahrheit und Gerechtigkeit, gegen die Gesamtheit des eigenen Volkes und die Gemeinschaft der Menschheit auf der einen, der Klarheit, Sauberkeit und Geformtheit der Gedanken auf der anderen Seite. Die „Hochschule“ sei also eine Stätte des geistigen Kampfes mit reinlichen Waffen. Jeder ehrliche Streiter ist in ihr willkommen, sofern er sich des Grundgebotes aller überparteilichen Wissenschaftlichkeit bewußt bleibt: den Gegner als Menschen zu achten, die entwürdigende und verhehende Phrase zu meiden, die intellektuelle Sauberkeit zu pflegen, den akademischen Kastengeist zu bekämpfen.

Bernhard Liedtke, Danzig

Langgasse 20

Ständige Ausstellung
berühmter Meister für
Gemälde und Graphik

Langgasse 21

Kunstgewerbehaus.

August Momber

G. m. b. H.

— Dominikswall 9/10 —

Spezialgeschäft für

Wohnungsausstattung

Otto Sablewski

DANZIG

Dominikswall 13



Kunst-Handlung

Gemälde

Original-Radierungen

Reproduktionen

Spezialgeschäft

für

Bilder-Einrahmungen

Hahn & Löchel

Danzig

Tel. 508, 3092

Langgasse 72



Orthopädisch-medizinisches
Fach- und Versandhaus



Optik

Operationsmöbel

**Kunstglieder
Bandagen**

BAUWERKSMEISTER

ADOLF ZARSKE

TECHNISCHES BÜRO

BAUPROJEKTE

KOSTENBERECHNUNGEN
SACHVERSTÄNDIGER U. BERATER
IN ALLEN BAUANGELEGENHEITEN

WERTSCHÄTZUNGEN

VERMITTELUNG

von GRUNDSTÜCKSAN- U. VERKÄUFEN

DOMINIKSWALL 81

FERNSPR. 1289

Briefmarken!

I. Danziger
Postwertzeichengeschäft
empfiehlt sich zu An- und Verkaufen.

Karl Riedel

DANZIG-LANGFUHR

Brunshöferweg 45a

2. Verkaufsstelle: Danzig, Kohlenmarkt 8.

S. Piatkowski, Architekt

Danzig

Karthäuser Strasse Nr. 121

Büro für Architektur, Bauleitung
und Bauausführungen
(Hoch- und Tiefbau)

Bank-Konto: Deutsche Bank, Filiale Danzig.

Beleuchtungskörper

in großer Auswahl



Elektr. Anlagen
Badeeinrichtungen.

F. Kreyenberg

DANZIG, Gr. Gerbergasse 5
LANGFUHR, Hauptstr. 115

Leben

Unfall

Gustav Birkenfeld, Danzig

Dominikswall 8

Assekuranz-Geschäft

Telefon 1289

vermittelt Versicherungen aller Art.

Haftpflicht

Transport

Reisegepäck

Einbruch

Feuer

Kunsthandlung Bildereinrahmung

Willy Voß

Danzig

Fernsprecher 1324 ♦ Gr. Gerbergasse 2

Große Auswahl in Originalen

von

M. Wendrich, M. v. Ziegler, Gustav Pfahl u. a.

Aquarelle, Original-Karierungen

holz- und stecherenschnitte

Gravüren und farbendrucke



Reichhaltiges Leistenlager
und Ovalrahmen.

Photorahmen

Vergolderei

Einlagen für verschiedene
Glieder

Rad-Jo

6000

ausklärende Schriften gratis,
porto erwünscht, jedoch nicht
unbedingt verlangt. Ausklä-
rende Broschüre gegen M. 2.—
in Marken oder papiergeld freie.

Rad-Jo

Versandgesellschaft
Hamburg 40 ♦ Radjoposthof

Rad-Jo ist erhältlich
in Apotheken, Drogerien,
Reform- u. Sanitätsgeschäften.

Der neue Hut
in eleganter und einfacher Ausführung
Kronen-
Paradies-Reiher
— Pelzhüte —
August Hoffmann
Stroh- und Filzhut-Fabrik
Heilige Geistgasse 26/27 Jopengasse 56

Danzig
Seiser
Langgasse 73
Fernruf 3931
Schuhhaus grössten Stils
Schuhwaren aller Art • Strümpfe etc.
Eigene Reparatur-Werkstatt.

Lieferanten der

vornehmen Dame



Biologische Schönheitskultur
A. Stolle, Neugarten 221
Verkauf der weltberühmten Schröder-Schenke-Fabrikate.
Erstklassige, fachkundige
Haar-, Teint-, Büsten-
und Körperpflege.
Elektrische Massagen
und Bestrahlung.

Chem. Reinigungs-Anstalt
und Färberei
Danziger Dampf-Wäscherei
Max Kraatz, Ohra-Danzig
Filialen in allen Stadtteilen.

5

DAMEN- UND
KINDER
KONFEKTION
WÄSCHE
AUSSTATTUNG



S·MURZYNSKI

J N H A B E R : W I L H E L M T R O S C H K E
D A N Z I G · G R · W O L L W E B E R G A S S E 6 - 8 F E R N R · 1 6 0 2

• DIX & CO • DZG •